

Was ist eine Gewaltkarriere?

von

Ferdinand Sutterlüty

Aus: Erich Marks & Wiebke Steffen (Hrsg.):
Starke Jugend – Starke Zukunft
Ausgewählte Beiträge des 12. Deutschen Präventionstages
Forum Verlag Godesberg, Mönchengladbach 2008, Seite 207-232

ISBN 3936999457 (Printausgabe)
ISBN 978-3936999457 (E-Book)

Ferdinand Sutterlüty

Was ist eine Gewaltkarriere? ¹

In der soziologischen Forschung erscheinen Gewalttäter meist als rational handelnde und planende Akteure: Sie wollen Macht über andere gewinnen, sich gewaltsam in den Besitz materieller Güter bringen, gegen ihre Benachteiligung und Ausgrenzung protestieren, ihre Deprivation bewältigen, die Anerkennung ihrer Kombattanten erringen, ihren Wertbindungen gerecht werden oder zeigen, wer sie sind. Ob sie nun ihre Interessen verfolgen, ihren normativen Orientierungen nachkommen oder ihre Identität zum Ausdruck bringen wollen – die Täter, so das von der soziologischen Gewaltforschung transportierte Bild, handeln intentional und zukunftsorientiert. Sie realisieren Handlungsziele und haben eo ipso eine gewisse Kontrolle über sich selbst und ihre Umwelt. Auf den ersten Blick scheint die Rede von Gewaltkarrieren ein derartiges Bild des planvoll handelnden Akteurs zu bedienen. Dieser Beitrag soll jedoch am Beispiel jugendlicher Mehrfachtäter zeigen, dass biographische Entwicklungen, die sich mit dem Konzept der Gewaltkarriere beschreiben lassen, auch eine andere Seite haben: eine Seite, die von Widerfahrnissen, Verhängnissen und Erfahrungen des Erleidens bestimmt ist. Auf diese These lassen sich die Ergebnisse meiner Untersuchung bringen, auf der die folgenden Überlegungen beruhen (Sutterlüty 2002).

Die zwischen 1996 und 2000 durchgeführte Untersuchung orientiert sich an der Methode der *Grounded Theory* (vgl. u.a. Glaser/Strauss 1967, Strauss/Corbin 1996) und basiert auf je zwei leitfadengestützten Interviews² mit 18 Berliner Jugendlichen zwischen 15 und 21 Jahren, die – außer drei Vergleichsfällen – mehrfach und in schwerwiegender Weise gewalttätig geworden sind. Das Sample setzt sich aus 15 männlichen und drei weiblichen Jugendlichen unterschiedlicher ethnischer Herkunft und Gruppenzugehörigkeit zusammen.³ Auf der Basis dieser Studie

¹ Zuerst erschienen in: Zeitschrift für Soziologie, Jg. 33, Heft 4, S. 266–284.

² Im ersten Interview wurden zunächst Fragen zu den verschiedenen sozialen Kontexten gestellt, in denen sich die Jugendlichen zum Interviewzeitpunkt und in früheren Lebensphasen bewegten; die drei Gebiete, die diese Fragen abdeckten, waren: schulischer und beruflicher Werdegang (1), familiäre Sozialisation (2), gegenwärtige Freizeitaktivitäten, Freunde und Gruppenzugehörigkeit der Jugendlichen (3). Darauf folgte ein Interviewabschnitt, der auf die Erfassung von Gewalterfahrungen abzielte, die die Jugendlichen im Lauf ihres Lebens gemacht haben. In diesem narrativ angelegten Teil des Interviews wurden die Jugendlichen nacheinander zur Erzählung von Episoden aufgefordert, in denen sie als Beobachter, Opfer und Täter mit Gewalt in Berührung gekommen sind. Das zweite Interview wurde mit einem Leitfaden durchgeführt, der einerseits spezifische, über das erste Interview hinausgehende Fragen zu verschiedenen Themenbereichen umfasste, und andererseits Fragen enthielt, die bereits angesprochene Themen von einer anderen Seite her angingen. Mit dieser Mischung aus thematischer Variabilität und Redundanz wurden einerseits neue thematische Felder betreten, die auf der Ebene des Lebensstils, alltäglicher Wahrnehmungsmuster und normativer Einstellungen lagen; andererseits wurden die im ersten Interview thematisierten biographischen Erfahrungen der Jugendlichen vertieft. Die Redundanzen sollten auch eine Grundlage dafür schaffen, die Aussagen im ersten Interview auf ihre Konsistenz und Stimmigkeit hin überprüfen zu können.

³ Gemessen an der statistischen Verteilung von Gewaltdelikten zwischen den Geschlechtern in der entsprechenden Altersklasse weist das Sample eine leichte Überrepräsentanz der weiblichen Interviewten auf (vgl. Pfeiffer/Wetzels 1999: 14). Neun Jugendliche sind deutscher Herkunft, die anderen neun kommen aus Familien mit Migrationshintergrund: Sechs davon sind türkischer und zwei arabischer Herkunft, einer stammt aus Polen, ist jedoch Mitglied einer türkischen Bande. Vier der interviewten Jugendlichen kommen aus der Skinheadszene und fünf sind Mitglieder einer gewalttätigen türkischen oder arabischen Clique bzw. Bande. Die anderen sind entweder dem weiteren Umfeld der genannten Gruppen zuzurechnen, gehörten nur kurzzeitig zu einer solchen Gruppe,

präsentiert die folgende Metaerzählung ein fallübergreifendes Entwicklungsmuster von Gewaltkarrieren und illustriert dessen sequenzielle Ordnung an einzelnen Beispielen.

1. Zum Begriff der Gewaltkarriere

Edwin M. Lemert (1967) hat schon vor einigen Jahrzehnten die Rede von „abweichenden Karrieren“ kritisiert, weil sie zu stark an Vorbilder aus der Berufswelt gebunden sei und die schiefe Vorstellung nahelege, deviante Personen durchliefen gewisse Stadien in einer bestimmten Reihenfolge. Mit einem Karrierebegriff, der von fest gefügten Strukturen und Opportunitäten ausgeht, vor deren Hintergrund Akteure strategisch planend auf einen kontinuierlichen Aufstieg hinarbeiten, lassen sich die Entwicklungen, die jugendliche Gewalttäter durchlaufen, in der Tat nicht fassen. Denn Gewaltkarrieren von Jugendlichen weisen nicht nur Phasen des zielgerichteten Handelns auf. Die Akteure durchleben auch Phasen, in denen sie das Gefühl haben, von den Umständen „herumgeschoben“ zu werden und die Kontrolle über ihr Leben zu verlieren. Desgleichen spielen biographische Brüche in ihren Lebensgeschichten eine gewichtige Rolle. Um auf die Entstehungs- und Verlaufsmuster jugendlicher Gewalttätigkeit angewandt werden zu können, muss der Karrierebegriff Diskontinuitäten und Kontingenzen ebenso mit einbegreifen wie die zeitweilige Unfähigkeit der Protagonisten, den Lauf ihrer Angelegenheiten zu bestimmen. In dieser Weise hat etwa die „Suchtkarriere“ in den alltäglichen und wissenschaftlichen Sprachgebrauch Eingang gefunden. Einem solchen Verlaufsprozess, der von bewussten Entscheidungen, zwanghaften Verhaltensweisen und tragischem Erleiden, von Zufällen, Schüben und Kehrtwenden bestimmt ist, steht der Begriff der Gewaltkarriere wesentlich näher als der traditionellen Idee einer beruflichen Laufbahn, die einem institutionell vorgefertigten Struktur- und Handlungsmuster folgt.

Die Kriminalsoziologie kennt seit David Matzas (1964) Analyse jugendlicher Delinquenz die Figur des „Drifters“, der in einem schleichend beginnenden Prozess sukzessive in Subkulturen der Delinquenz hineinrutscht. Der Drifter schlittert in eine Lebensführung, die sich ständig zwischen Erfahrungen des Kontrollverlusts und Versuchen, die Kontrolle über das eigene Leben zurückzugewinnen, hin- und herbewegt. Matza spricht bei diesen jugendlichen Delinquenten von einem *mood of fatalism*, der dadurch gekennzeichnet ist, sich selbst als Effekt äußerer Kräfte und nicht als jemanden zu sehen, der aktiv auf seine Umwelt einzuwirken in der Lage ist. Aber nicht nur darin, beim Drifter eine Seite des passiven Dahintreibens und des Entgleitens willentlicher Handlungssteuerung sichtbar gemacht zu haben, besteht Matzas bleibendes Verdienst für die Kriminalsoziologie und die soziologische Handlungstheorie. Er hat auch gezeigt, dass der Drifter just deswegen Straftaten begeht, um seine fatalistischen Anwandlungen zu bekämpfen und einen *mood of humanism* wieder herzustellen, in dem er sich als Ursache, d.h. als Akteur erfährt, der Dinge geschehen machen und seine Selbstwirk-

wechselten zwischen verschiedenen Gruppen hin und her oder waren nie Mitglied einer gewalttätigen Gruppe. Der Zugang zu den Jugendlichen kam durch eine Berliner Oberschule sowie durch mehrere Einrichtungen zustande, die nach jugendrichterlicher Weisung „ambulante Maßnahmen“ nach § 10 JGG (Jugendgerichtsgesetz) durchführen.

samkeit unter Beweis stellen kann. Verlust und Wiedergewinnung von Handlungsfähigkeit sind auch beherrschende Themen der Lebensgeschichten jugendlicher Täter.

Was Matza als ein ständiges Oszillieren zwischen zwei Polen, zwischen wirkmächtigem Handeln und Kontrollverlust beschrieben hat, trifft insofern auf Gewaltkarrieren von Jugendlichen zu, als sie dieselben beiden Pole aufweisen. Aber diese Karrieren verlaufen weniger in einem ständigen Wechsel zwischen den besagten Polen. Vielmehr bestehen sie aus zwei klar geschiedenen Phasen: Zunächst ist da eine früh beginnende, von Matza gänzlich ausgeblendete Phase des Erleidens familiärer Gewalt und Missachtung, in der Erfahrungen der Ohnmacht und der Erniedrigung die bestimmenden Größen darstellen. Darauf folgt eine später einsetzende Phase der Gewaltausübung, in der das Agieren sowie die Rückgewinnung von Handlungsmacht und Anerkennung im Vordergrund stehen. Bei Gewaltkarrieren wird, mit Fritz Schütze gesprochen, eine „Verlaufskurve des Erleidens“ familiärer Gewalt und Missachtung von einem „Handlungsschema“ der Gewaltausübung abgelöst, auch wenn, wie sich noch herausstellen wird, beide Phasen gewisse Momente der jeweils anderen in sich bergen. Darüber hinaus lässt sich mit Norman K. Denzins Begriff der „Epiphanie“ näher bestimmen, welche Erfahrungen typischerweise den Umschlag von der Opfer- zur Täterrolle, von der Verlaufskurve des Erleidens zum gewalttätigen Handlungsschema herbeiführen. Die genannten drei Elemente – Verlaufskurven familiärer Misshandlung und Missachtung, epiphanische Erfahrungen des Rollentausches sowie Handlungsschemata der Gewalt – sind konstitutiv für das Konzept der Gewaltkarriere.

Diese drei Elemente von Gewaltkarrieren implizieren jedoch keine teleologisch gerichtete Entwicklung, in der eine Stufe in vorgegebener Weise auf die andere folgt. Sie machen gleichwohl darauf aufmerksam, dass die Gewaltakte jugendlicher Wiederholungstäter keine isolierten Ereignisse darstellen, sondern untereinander eine Verbindung aufweisen und in einen erkennbaren Entwicklungsprozess eingebunden sind. Ein solcher Entwicklungsprozess, der sich ex post feststellen lässt, wird nicht von kausaler Notwendigkeit beherrscht. Vielmehr sind Gewaltkarrieren von kontingenten Ereignissen und Handlungsfolgen abhängig, die als lebensgeschichtliche Weichen fungieren und als soziale Sperren wirken. Eine Gewaltkarriere ist eine in diesem Sinne pfadabhängige biographische Entwicklung.

2. Verlaufskurven des Erleidens

Schütze (1995) hat nicht nur dem so genannten soziologischen Mainstream, sondern auch der interpretativen Soziologie vorgehalten, sie orientiere sich ausschließlich am rationalen und handlungsmächtigen Akteur, der seine Umwelt durch ordnungsstiftende Deutungsleistungen kognitiv strukturiert und in seinen Lebensvollzügen aktiv sich aneignet. Diese Kritik an der interpretativen Soziologie ist zwar in Bezug auf die phänomenologische Tradition nach Alfred Schütz berechtigt, für die Chicago School of Sociology und den aus ihr hervorgegangenen Symbolischen Interaktionismus ist sie indes zu relativieren, stammt aus dieser Tradition doch

gerade der Begriff der Verlaufskurve des Erleidens,⁴ den Schütze als Gegenbegriff zu dem des Handlungsschemas einführt. Während die Kategorie des Handlungsschemas am Modell des rational planenden und handelnden Akteurs orientiert ist (vgl. Sutterlüty 2004), bezeichnet die Kategorie der Verlaufskurve biographische und interaktive Prozesse, die von schmerzhaften Erfahrungen des Erleidens gekennzeichnet sind. Personen, die in eine solche Verlaufskurve verstrickt sind, können bestimmten Ereignissen nicht standhalten und verlieren ihre Fähigkeit, aktiv zu handeln. Sie werden mehr getrieben, als dass sie ihr Leben im Griff hätten, und sie reagieren mehr, als dass sie zu agieren in der Lage wären. Verlaufskurven haben destruktive Auswirkungen auf Prozesse der Identitätsbildung und entfremden die Akteure von ihrem bisherigen Selbstverständnis. Als eine derartige Verlaufskurve des Erleidens stellt sich die erste Phase jugendlicher Gewaltkarrieren dar, die von familiärer Gewalt und Missachtung geprägt ist.

2.1 *Familiäre Gewalt und Ohnmacht*

Wie die Interviews meiner Untersuchung zeigen, waren Jugendliche, die wiederholt als Gewalttäter in Erscheinung getreten sind, fast ausnahmslos über einen längeren Zeitraum hinweg und bereits in frühen Phasen ihrer familiären Sozialisation Opfer von Gewalt (so auch Alfaro 1981, Pfeiffer/Wetzels 1999).⁵ Die Jahre der Kindheit lassen sich bei diesen Jugendlichen als Verlaufskurven des Gewalterleidens beschreiben, deren charakteristisches Merkmal das der Ohnmacht ist. Misshandlungen in der Familie gehen den Aussagen der Jugendlichen zufolge stets mit Gefühlen des physischen Ausgeliefertseins und der Wehrlosigkeit einher, sofern es keine Bezugspersonen gibt, die wirksamen Schutz bieten und als Anwälte der Kinder auftreten. Ähnlich verhält es sich bei jenen Jugendlichen, die miterleben mussten, wie ihre Mutter vom Vater oder ein Geschwister von einem Elternteil geschlagen wurde. Auch sie berichten, dass sie sich als hilflose, zur Handlungsunfähigkeit verurteilte Zeugen erfuhren (vgl. auch Jaffe et al. 1990, Osofsky 1995). „Ich konnte nichts machen, ich war ja noch klein“ ist eine Formulierung, mit der mehrere Jugendliche in nahezu identischer Weise einmal ihre Erfahrungen der eigenen Misshandlung, dann wieder die der Zeugenschaft familiärer Gewalt auf den Punkt bringen.⁶

⁴ Siehe u.a. Strauss/Glaser 1970. Einzelne Autoren, die in der Tradition des Symbolischen Interaktionismus stehen, fassen den Begriff der Verlaufskurve (*trajectory*) allerdings anders als Strauss/Glaser und Schütze. Bei Andrew Abbott (2001) beispielsweise bezeichnet er eine konsistente Abfolge von Ereignissen im Rahmen von *master narratives*, die Akteure in die Lage versetzen, alles, was in einer Lebensphase geschieht, kognitiv unter die Regie eines einzigen Entwicklungsprozesses zu bringen. Eine Verlaufskurve ist Abbott zufolge einfach eine Reihe von Ereignissen, die sich in einer biographischen Erzählung auf ein bestimmtes, meist institutionell geprägtes Ablaufs- und Handlungsmuster beziehen. Das begriffliche Gegenstück zur Verlaufskurve ist bei ihm der *turning point*, der auf jene Wendepunkte in biographischen Erzählungen zugeschnitten ist, die den Umschwung von einer Verlaufskurve in eine andere beschreiben, wie etwa den Übergang von der schulischen zur beruflichen Verlaufskurve. Damit steht Abbotts Rede von „trajectories“ Schützes „Handlungsschemata“ näher als dessen Konzept der „Verlaufskurve des Erleidens“.

⁵ Es ist zwar keineswegs so, dass innerfamiliäre Misshandlungen in der Kindheit notwendig zu Gewalttätigkeit in der Jugendphase führen, aber der umgekehrte Zusammenhang ist von schlagender empirischer Evidenz: Jugendliche und junge Erwachsene, die andere misshandeln, waren in hochgradig signifikanter Häufung Opfer familiärer Gewalt (vgl. Lewis et al. 1989).

⁶ Gleichwohl handelt es sich hier um eine Konstruktion zweiter Ordnung, die nicht einfach nur die Erzählungen der Jugendlichen verdoppelt. Einzelne Jugendliche weisen im Interview einen Zusammenhang zwischen ihrer

Bei der direkten Viktimisierung durch die am eigenen Leib erlittene Gewalt geht die kindliche Ohnmacht aus der physischen Wehrlosigkeit hervor. Die betroffenen Kinder sehen sich den Schlägen der Eltern, manchmal auch der Geschwister ohnmächtig ausgeliefert. Oft wird dies durch die Unberechenbarkeit der – auffallend häufig dem Alkohol zugeneigten – familiären Täter sowie dadurch verstärkt, dass die Opfer die wiederkehrenden Situationen der Gewalt nur in begrenztem Maße steuern und durch ihr Verhalten verhindern können. So erzählt der 21-jährige Skinhead Kilian⁷, dass er als Kind immer wieder von seiner Mutter für kaum kontrollierbare Tatbestände geschlagen wurde – etwa wenn er mit dreckiger Kleidung nach Hause kam, wenn ein Spielzeug kaputtgegangen war oder wenn er nicht gleich begriff, wie die Hausaufgaben zu lösen waren. Die aus solchen Situationen resultierende Ausweglosigkeit führt dazu, dass die Kinder sich ihrer schutzlosen Lage anpassen: Sie übernehmen die Perspektive des familiären Täters und schließen in ihrer kindlichen Logik von den Schlägen auf ihre eigene Strafwürdigkeit. In diesem Sinne berichtet etwa der 16-jährige, aus Polen stammende Murat von Situationen, in denen er von seinem Stiefvater grundlos geschlagen wurde: „Ja, war schon komisch, der hat mir einfach eine runtergehauen. Und manchmal hab ich so gedacht: Der hat mir eine runtergehauen, weil es sein *musste*, oder so, weil ich des verdient hab.“

Bei der indirekten Viktimisierung durch die Beobachtung familiärer Gewaltszenen resultiert die Erfahrung der physischen Wehrlosigkeit daraus, eine Bezugsperson nicht vor der Gewalt eines überlegenen Täters schützen zu können. Die Kinder werden zu ohnmächtigen Zeugen, die dem gewaltsamen Geschehen tatenlos zusehen müssen. Situationen, in denen der Vater die Mutter oder ein Elternteil eines der Geschwister schlug, schildern die Jugendlichen oft so, als wären sie selbst geschlagen worden. Besonders bei der Zeugenschaft familiärer Gewalt gehen Ohnmachtserfahrungen mit einer moralischen Verletzung einher, die darin besteht, dass die Kinder aufgrund ihrer körperlichen Unterlegenheit nicht so handeln können, wie sie es für richtig hielten. Was sie als das gebührende Handeln empfinden, nämlich der geliebten Person zu Hilfe zu kommen und dem Unrecht Abhilfe zu schaffen, können sie nicht realisieren. Weil die Umsetzung des intuitiv als richtig empfundenen Handelns stets neue Rückschläge erfährt, erleben sie sich nicht nur im physischen Sinne als ohnmächtig; sie fühlen sich auch als moralische Person getroffen. Dies hat zerstörerische Auswirkungen auf ihr Selbstverhältnis. Murat bringt dies exemplarisch zum Ausdruck, wenn er beschreibt, wie er die Gewalt des Stiefvaters

familiären Sozialisation und der späteren Zugehörigkeit zu einer gewalttätigen Gruppe sogar explizit zurück, um ihren Lebensweg nicht als Folge zwangsläufiger Entwicklungen, sondern als Produkt freier Wahl darstellen zu können. Jenseits solcher argumentativer Stellungnahmen dringt in den familienbezogenen Erzählungen derselben Jugendlichen dann aber doch stets ein Deutungsmuster durch, in dessen Rahmen sie sich als ohnmächtige Opfer familiärer Gewalt begreifen. Hier widersprechen sich bisweilen die narrativen und argumentativen Interviewpassagen, sodass die Selbstausslegung der Akteure nicht immer einer konsistenten „Kausalattribution“ (vgl. Nollmann 2003: 126ff.) folgt und auf ganzer Linie kongruent mit dem hier dargestellten Modell einer Verlaufskurve des Erleidens ist, die später in gewaltförmiges Handeln umschlägt. Wenn sich ein Deutungsmuster in Erzählungen *zeigt* und vom Erzähler zugleich argumentativ zurückgewiesen wird, tritt seine durchschlagende Kraft nur umso deutlicher hervor – und es ist vom Verdacht befreit, sich einer bloßen Rechtfertigungsabsicht zu verdanken. In solchen Fällen bleibt schon die Diagnose einer Phase des passiven Opferstatus der soziologischen Rekonstruktion vorbehalten. Dies gilt erst recht für den Zusammenhang mit einer späteren Phase der aktiven, gewalttätigen Wiederaneignung von Handlungsmacht, zumal dieser Zusammenhang von den Jugendlichen nur in seltenen Fällen selbst hergestellt wird. Er erschließt sich erst einer soziologischen Analyse der Semantik, in der die biographischen Darstellungsmuster der Jugendlichen verfasst sind.

⁷ Die Eigennamen der interviewten Jugendlichen wurden durch von ihnen selbst gewählte Decknamen ersetzt.

gegen seine Mutter erlebt hat: „Ich hab des immer gesehen, ich hab immer mir vorgestellt: Wenn ich älter wäre, dann würd ich gleich schlagen, aber ich konnt nix machen, weil ich klein war. Und manchmal hab ich mich selber gehasst, dass ich nix dagegen gemacht hab, und dass der meine Mutter geschlagen hat.“

Dieses Zitat weist nicht nur darauf hin, dass die ohnmächtige Zeugenschaft familiärer Gewalt zu einem tiefen Selbsthass führen kann. Es macht auch darauf aufmerksam, dass die Gedanken der Kinder, die gegen die familiäre Gewalt nicht ankommen können, von der Vorstellung beseelt sind, zum Gegenschlag auszuholen. Solche Projektionen der Gegengewalt sind nicht nur typisch für indirekt, sondern auch für direkt viktimisierte Kinder. Kilian etwa kommentiert seine Schilderung der unvergesslichen Nachmittage, an denen er „erst mal rechts und links eine Ohrfeige gekriegt“ hat, weil er mit den Hausaufgaben nicht zurechtkam, mit den Worten: „Und da hab ich meine Mutter auch eine Zeitlang gehasst. Ich wollt sie sogar vergiften mal. Aber ich wusste ja nicht, mit wat, ha.“ Folgt man den Erzählungen der Jugendlichen, treten solche Gewaltphantasien bereits in einem Alter auf, in dem Kinder noch gar nicht gegen die hoffnungslos überlegenen Täter ankommen können. Sie entspringen dem Wunsch, den familiären Aggressor und Despoten eines Tages zu bezwingen und ihn gewaltsam zur Rechenschaft zu ziehen, sobald die physischen Kräfte dies zulassen. Kindliche Projektionen der Gegengewalt enthalten damit die Konturen eines Selbstbildes, das von der Vorstellung getragen ist, künftig selbst zum Täter zu werden.

Verlaufskurven anhaltender familiärer Gewalt sind bei den Kindern stets von Angstzuständen begleitet, die aus der Erwartung geboren sind, erneut geschlagen zu werden oder der Misshandlung eines anderen Familienmitglieds beiwohnen zu müssen. Die Angst vor weiterer Gewalt verlängert die Ohnmacht weit über die Situationen der unmittelbaren Gewaltanwendung hinaus. Dies wird etwa deutlich, wenn Murat sich daran erinnert, dass er als Kind nachts oft nicht schlafen konnte, weil er immer auf die Rückkehr seines Stiefvaters „gewartet“ und sich gefragt habe, „wann er kommt, ob der wieder Theater macht, oder wieder meine Mutter schlagen wird“. Kinder wie Murat verinnerlichen ihre ohnmächtige Position im familiären Gewaltzusammenhang, der weite Teile ihres Sinnens und Trachtens in Beschlag nimmt, und irgendwann verkehren sich ihre Ohnmachtserfahrungen in Projektionen der Gegengewalt. Mit dieser durchgehend zu beobachtenden Folge familiärer Misshandlung dringt das Moment eines Handlungsschemas in die Verlaufskurve der Viktimisierung ein. Die „Verlaufskurvenprojektion“ (Strauss 1993: 55), d.h. die Vision des Fortgangs der gewaltsamen Interaktionen in der Familie, ist von der Idee bestimmt, die Handlungsmacht einmal mit Gewalt an sich zu reißen.

2.2 *Missachtung in der Familie*

Jugendliche, die wiederholt gewalttätig geworden sind, haben in aller Regel auch Erfahrungen massiver Missachtung in der Familie gemacht. Während Ohnmachtserfahrungen aus dem physischen Ausgeliefertsein in Gewaltsituationen hervorgehen, bestehen Missachtungserfahrungen in der nicht gewaltförmigen Verletzung von Anerkennungsbedürfnissen und -an-

sprüchen.⁸ Ohnmachts- und Missachtungserfahrungen können empirisch ineinander greifen, wie etwa die Rede vom „Schmerz der Seele“ plastisch vor Augen führt, mit der die 16-jährige Kurdin Bebek beschreibt, wie sie die brutalen und erniedrigenden Schläge ihres Bruders erlebt hat. Dennoch ist es angebracht, diese beiden Erfahrungstypen begrifflich zu unterscheiden. Sie gehen auf verschiedenartige Interaktionssituationen zurück und zeichnen sich durch eine unterschiedliche Körpernähe aus: *Ohnmachtserfahrungen* sind unmittelbar an den Körper gebunden, insofern die Betroffenen, wenn sie Opfer der Gewalt werden, ihre Handlungsunfähigkeit direkt am eigenen Leib erfahren oder, wenn sie Zeugen der Gewalt werden, mit der physischen Unfähigkeit konfrontiert sind, so zu handeln, wie es ihren affektiven und moralischen Impulsen entspräche. *Missachtungserfahrungen* beziehen sich auf familiäre Interaktionen, die Anerkennungsbedürfnisse und Ansprüche auf Zuwendung, Achtung und Wertschätzung auf nicht gewaltsame Weise verletzen. Missachtungserfahrungen in diesem Sinne können eine Beeinträchtigung des Selbst- und Weltvertrauens herbeiführen, die nicht die physische, sondern die psychische und soziale Integrität betrifft (vgl. Honneth 1992, Todorov 1996).

Den Erzählungen der interviewten Jugendlichen kann man entnehmen, dass Erfahrungen der Missachtung aus einer Vielzahl unterschiedlicher Interaktionen hervorgehen, die in ihren Familien oft zu stabilen Formen geronnen sind und ihre Sozialisation entscheidend geprägt haben. Sie reichen von der Benachteiligung gegenüber den Geschwistern bis zur innerfamiliären Marginalisierung, von negativen Zuschreibungen bis zu regelrechten Erniedrigungsritualen und von der elterlichen Vernachlässigung bis hin zur fundamentalen Ablehnung durch die anderen Familienmitglieder. Missachtungserfahrungen können demnach aus aktiver Demütigung erwachsen, d.h. aus Handlungen anderer Familienmitglieder, die darauf abzielen, die Kinder zu erniedrigen und in ihrem Selbstwert zu treffen. Sie können aber auch Folge einer passiven Anerkennungsverweigerung sein. Damit ist nicht nur die versagte Bestätigung durch familiäre Bezugspersonen gemeint, sondern auch Vernachlässigung und Nichtbeachtung, die gar nicht als solche intendiert sein müssen, um von den Kindern und Jugendlichen als radikale Entwertung wahrgenommen zu werden. Der familiären Sozialisation von Jugendlichen mit einer Gewaltkarriere wohnt meist von Anfang an eine Dynamik der Missachtung inne.

Einige knappe Hinweise auf die beiden folgenden, jeweils etwas anders gelagerten Beispiele mögen einen Eindruck davon vermitteln. Die Biographie des 21-jährigen Xaver, der zeitweilig in der Skinheadszone aktiv war, durchziehen Erfahrungen der *aktiven Demütigung* durch die Mutter. Schon früh bekam er von seiner Mutter zu hören, sie wolle ihn „nicht mehr haben“. Xavers Darstellung zufolge ließ sie kaum eine Gelegenheit aus, ihn herabzuwürdigen – etwa indem sie ihm und seiner Schwester zu verstehen gab, dass sie eine bloße Last für sie darstellen, und die Forderung an die beiden Schulkinder richtete, für das Wäschewaschen und das Essen zu bezahlen. Als sich schulische Probleme bei Xaver zeigten, bezeichnete ihn seine Mutter als „das schwarze Schaf der Familie“. Diese Rolle sollte ihm fortan bleiben, und nachdem er mit 13 Jah-

⁸ Zu den hier vorgenommenen Unterscheidungen zwischen „Ohnmachtserfahrungen“ und „Missachtungserfahrungen“ sowie zwischen „Anerkennungsbedürfnissen“ und „Anerkennungsansprüchen“ vgl. Sutterlüty 2002: 147ff.

ren in der Schule ein Hakenkreuz an die Wand gemalt hatte, wurde er auf Betreiben der Mutter in ein Kinderheim eingewiesen oder – wie er es empfand – „abgeschoben“. Auf weitere Eskapaden und Straftaten Xavers, die sich wie paradoxe Versuche ausnehmen, von anderen aufgefangen zu werden (vgl. Winnicott 1988), reagierte seine Mutter mit weiteren negativen Etikettierungen: Er werde ein „Trinker“ und ein „Knasti“ wie sein Vater, gab sie ihm mit auf den Weg, bevor sie sich ganz von ihm distanzierte.

Wie die Lebensgeschichte Xavers war auch die des 15-jährigen Fabian, der sich in wechselnden Konstellationen an Gewaltaktionen deutscher und arabischer Cliques beteiligt hat, von Erfahrungen der Missachtung und Demütigung getränkt. In seiner familiären Sozialisation dominierte indes weniger die aktive Missachtung als vielmehr eine *passive Anerkennungsverweigerung*. Während sein aggressiver Vater als Fernfahrer oft abwesend war, hatte es Fabian in seiner Kindheit mit einer ständig alkoholisierten Mutter zu tun. Als besonders „schlimm“ empfand er damals, dass die Mutter meist nicht ansprechbar war; sie habe, wie Fabian berichtet, allenfalls gelacht, wenn er ihr etwas mitteilen wollte. Mit der versagten Kommunikation wurden die legitimen Ansprüche, die er als Kind an seine Mutter richten konnte, zurückgewiesen. Als er ins Schulalter kam, entwickelte sich ein Liebesverhältnis zwischen seinem Vater und seiner zehn Jahre älteren Halbschwester, die bei Fabians Großeltern mütterlicherseits aufgewachsen war. Nach den darauf folgenden familiären Turbulenzen und der Trennung von Fabians Eltern trat seine 18-jährige Halbschwester an die Stelle der Mutter. Sie konnte aber nie, wie Fabian sagt, „so die richtige Liebe“ für ihn und seine drei Brüder zeigen; sie habe ihn und seine Brüder „nicht verstehen“ können und habe zu ihnen „nicht die richtige Perspektive einer Mutter“ gehabt. Mit solchen Sätzen artikuliert Fabian die mit der besonderen familiären Beziehungskonstellation verbundenen Kränkungen, die ihn bis zum Interviewzeitpunkt quälten.

Beide der genannten Formen von Missachtungserfahrungen führen zu negativen Selbstkonzepten. Die Kinder zeigen schon früh eine tiefe Verunsicherung ihrer Identität und übernehmen die familiäre Abwertung in ihr Selbstbild. Kinder, deren Wert in ihrer Familie ständig herabgesetzt wird, bekommen den Eindruck, der Zuneigung und des Wohlwollens anderer nicht würdig zu sein und zu Recht verachtet zu werden. Durch die Akte der Geringschätzung und Herabsetzung verlieren sie das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und den Wert der eigenen Person. Von großer Bedeutung sind hier negative Zuschreibungen der Eltern oder anderer Familienmitglieder, die den Kindern die zukünftige Rolle eines Taugenichts, eines Versagers oder Straftäters zuweisen. Derlei Klassifizierungen verfangen und halten Einzug in das Selbstbild der Kinder und Jugendlichen. Xaver beispielsweise konnte sich vom Bild des „Knasti“ nie lösen und kam nach mehreren Gewaltdelikten, Einbrüchen und Raubüberfällen tatsächlich zweimal für insgesamt drei Jahre ins Gefängnis. Aus dem „anständigen Jungen“, der er allen Voraussagen zum Trotz immer werden wollte, wurde ein „straffälliger Typ“, der nun „damit auskommen“ muss, Lebensjahre „zur Luft rausgefeuert“ zu haben, wie Xaver bilanzierend feststellt. Auch den lebensgeschichtlichen Erzählungen anderer Jugendlicher wohnt oft ein Fatalismus inne, der den degradierenden Zuschreibungen den Charakter von sich selbst erfüllenden Prophezeiungen verleiht. Weil sie sich selbst verabscheuen, verhalten sie sich so, dass sie schließlich nicht nur von ihren Eltern und Geschwistern, sondern auch

von Gleichaltrigen und Lehrern abgelehnt werden (ebenso Engfer 1986). Ganz im Sinn des Labeling-Ansatzes (u.a. Becker 1963) können sich missachtete Kinder bis in die Jugendphase hinein nicht von den negativen Etikettierungen lösen. Sie erben ein spezifisches Problem. Es ist das Problem der *intersubjektiven* Anerkennung und – dies ist dessen Kehrseite – der *intra*-subjektiven Selbstachtung. Verlaufskurven der Missachtung und die daraus entstehenden negativen Selbstkonzepte spielen bei der späteren Gewaltausübung in der Jugendphase eine ebenso große Rolle wie Verlaufskurven des ohnmächtigen Ausgeliefertseins an familiäre Gewaltzusammenhänge und die aus ihnen hervorgehenden Projektionen der Gegengewalt. Dabei gibt es ein typisches Muster, wie diese Verlaufskurven des Erleidens in Handlungsschemata der Gewalt transformiert werden.

3. Epiphanische Erfahrungen und biographische Wendepunkte

Bestimmten Gewaltakten, die sie selbst begangen haben, schreiben die interviewten Jugendlichen eine bleibende Bedeutung für ihr weiteres Leben zu. Dieses Phänomen lässt sich mit dem Begriff der epiphanischen Erfahrung analysieren, den Denzin (1989) in die soziologische Biographieforschung eingeführt hat. Epiphanien (*epiphanies*) im Sinne Denzins bezeichnen Momente der Offenbarung im Leben einer Person: In einem signifikanten, oft krisenhaften Ereignis zeigt sich ihr individueller Charakter in neuem Licht. Die Erfahrungen, die Personen in solchen Situationen und Ereignissen machen, hinterlassen tiefe Spuren in ihrem Leben. Weil sie Potenzen der Verwandlung besitzen, verknüpft Denzin epiphanische Erfahrungen mit dem ursprünglich auf Everett C. Hughes (1971/1952) zurückgehenden Konzept des Wendepunktes. Nach einer epiphanischen Erfahrung, so die Implikation dieses Begriffs, ist die Person nie mehr dieselbe, die sie vorher war. Sie durchläuft subjektiv eine Statuspassage und gewinnt ein anderes Verhältnis zu sich selbst.

Jugendliche Wiederholungstäter sprechen in erstaunlicher Übereinstimmung von Gewalthandlungen, die ihrem Leben eine entscheidende Wendung gaben. Sie schildern diese Taten als Ereignisse, die den Auftakt zu einem neuen Selbstverständnis markieren. Epiphanische Gewalterfahrungen dieser Art tauchen besonders in der Beschreibung von Situationen auf, in denen die Jugendlichen mit dem Gegenschlag gegen einen familiären Täter den Wechsel von der Opfer- in die Täterrolle vollziehen. Dies geht meist so vonstatten, dass sie just in einer Situation, in der sie wieder geschlagen und erniedrigt zu werden drohen, ihrerseits die Hand gegen die Mutter oder den Vater erheben. Erstmals überwältigen sie die Person, von der sie bis dahin selbst geschlagen wurden. In diesem Rollentausch realisieren sich die in der Familie erzeugten, oft lange gehegten Gewaltphantasien. Er bildet oft so etwas wie das Coming-out als Gewalttäter und geht mit einer Neudefinition des Selbst einher, das fortan in der Wehrhaftigkeit und Gewaltbereitschaft zwei wesentliche Momente hat. Erzählungen von Episoden, denen die Jugendlichen Schwellenerfahrungen der epiphanischen Art zuschreiben, weisen eine ganz spezifische Struktur auf: Die entsprechenden Gewaltakte ziehen in diesen Erzählungen eine Grenzlinie zwischen einem Davor und einem Danach, so als gäbe es ein Leben vor und ein Leben nach dem nämlichen Geschehnis. Dieses kann den jugendlichen Tätern als

etwas erscheinen, das ihre Biographien strukturiert, weil in der epiphanischen Erfahrung der Rollenumkehr schlagartig die Möglichkeit aufblitzt, ihre Opfergeschichte zu beenden.

Kilian berichtet, dass seine Mutter ihn öfter mit den Worten „runtergemacht“ habe: „Du wirst et nie zu irgendwat bringen und nie zu irgendwat schaffen!“, bis er ihr einmal „die Meinung gesagt“ und seine Fäuste habe „sprechen lassen“. Dass er seiner Mutter „eine verpasst“ hat, als sie ihn gerade schlagen wollte, verbindet Kilian mit einer entscheidenden Veränderung: Seine lapidare Bemerkung, es durch diese „Aktion“ seiner Mutter „endlich gezeigt“ zu haben, bringt die Umkehrung der früheren Konstellation ebenso deutlich zum Ausdruck wie seine Feststellung: „Seit da hat sie Angst vor mir gehabt.“ Mit Springerstiefeln an den Füßen verlässt Kilian das Haus der Mutter und kehrt bald darauf mit Freunden aus der Skinheadszene zurück, um das begonnene Werk zu vollenden. Wie er erzählt, hat er mit seinen Kameraden die Wohnung „eingenommen“, die klagende Mutter „geschlagen“ und sie später „rausgeschmissen“. Die ganze Situation ist so angeordnet, als habe er den vollzogenen Rollentausch neu inszenieren, sein „authentisches“ Selbst öffentlich darstellen und die damit verbundene biographische Wende endgültig besiegeln wollen. Mit seinen Übergriffen auf die Mutter führte Kilian tatsächlich den endgültigen Bruch mit ihr herbei und wandte sich nunmehr vollends, wie er einmal sagt, seiner „Ersatzfamilie“, der rechtsradikalen Skinheadszene zu.

Als biographischer Wendepunkt figuriert auch eine Episode, die ein anderer Skinhead, der 19-jährige Kai, schildert: Im Alter von zwölf oder dreizehn Jahren habe er seinen Vater, von dem er oft aufgrund von Lappalien verprügelt wurde, mit dem Messer „abstechen“ wollen, nachdem ihn dieser in betrunkenem Zustand mit derselben Waffe angegriffen hatte. Bis dahin habe er, der – wie er einmal sagt – „mit Gewalt hochgezogen“ wurde, sich die Prügel des Vater „gefallen lassen“, ab diesem Zeitpunkt aber habe er „zurückgehauen“. Von dem „geilen Gefühl“, das Kai mit der gewaltsamen Entmachtung des Vaters verknüpft, sollte im Interview noch oft in Verbindung mit seinen außerfamiliären Gewalttaten die Rede sein. Von einer ähnlich dramatischen Situationen weiß auch Murat zu berichten, der zunächst mit einem Messer in der Hand, auf das er „zum Schutz“ vor seinem Stiefvater lange gespart hatte, auf den familiären Peiniger losging, als dieser wieder einmal die Mutter schlug; hier wurde er noch von seinem älteren Bruder zurückgehalten. Später, mit 14 Jahren, folgte jedoch sein Erlebnis des Rollentausches, als er mit dem Bruder zusammen den Stiefvater als Reaktion auf selbst erlittene Schläge überwältigte, die Gelegenheit zum Zuschlagen ausnutzte und die Familie sich dann von seinem verhassten Stiefvater trennte.

Ein solcher Rollentausch kann sich aber nicht nur in einem Akt der Gegengewalt gegen den familiären Schläger, sondern auch auf ganz anderem Terrain vollziehen. Situationen, in denen die Jugendlichen in außerfamiliären Lebenszusammenhängen gewaltsam auf Bedrohungen anderer reagieren, können sie ebenso auf der Folie ihrer familiären Opfergeschichte deuten und in der Gewalttat eine epiphanische Erfahrung der Rollenumkehr machen. Unabhängig davon, ob es nun innerhalb oder außerhalb der Familie zu derartigen Erfahrungen kommt, handelt es sich hier jeweils um eine *cumulative epiphany* (Denzin 1989: 71). Im Unterschied

zur *major epiphany*,⁹ die auf ein singuläres, durch nichts sich ankündigendes Ereignis zurückgeht und *den* Wendepunkt schlechthin in der Biographie eines Menschen bildet, gehen epiphanische Erfahrungen des kumulativen Typs aus Ereignissen hervor, in denen sich eine lange Vorgeschichte verdichtet. So verhält es sich bei Jugendlichen, deren neuartiges Handeln in der Täterrolle das Ergebnis von in langen Jahren angehäuften Opfererfahrungen darstellt, vor deren Hintergrund sie den Rollentausch erst als Epiphanie erleben können – als einen Befreiungsschlag, der eine Verlaufskurve des Erleidens in ein Handlungsschema der Gewaltausübung überführt.

Wenn Jugendliche ihre biographischen Erzählungen um besondere Gewalterfahrungen herum konstruieren, die sie als Wendepunkte ihres Lebens interpretieren, dann bestätigt sich daran einerseits die als Thomas-Theorem bekannt gewordene soziologische Einsicht, dass Situationen, die von Akteuren als real definiert werden, auch ganz reale Auswirkungen haben (Thomas/Thomas 1928: 572, Merton 1949: 179ff.). Zum anderen zeigt sich daran, dass auch Lebensgeschichten, die von einer Gewaltkarriere geprägt sind, „Deutungsmuster“ im vollen Sinne des Wortes darstellen (vgl. Alheit/Dausien 1992). Biographische Erzählungen, wie die interviewten Mehrfachtäter sie darbieten, geben nicht nur eine Abfolge von Ereignissen wieder, sondern folgen in ihrer Tiefenstruktur einem Muster, das fest in der westlichen Kultur verankert zu sein scheint. Die eigene Biographie von einem Ereignis und entscheidenden Wendepunkt her zu begreifen, hat eine lange Tradition im Christentum und anderen Religionen. Ein biblisches Vorbild dieser Konstruktion ist die Gestalt des Saulus, der, von einem Lichtstrahl getroffen, vom Pferd stürzt, ein Berufungserlebnis hat und zum neuen Menschen Paulus wird (Apg. 9). Ein solches biographisches Deutungsmuster wiederholt sich in einer Vielzahl von Bekehrungs-, Erweckungs- und Konversionserzählungen – sowie in der Art und Weise, wie Jugendliche ihre Gewaltkarrieren beschreiben. Und wie in Paulus’ Wirken seine Wandlung vom Christenverfolger zum Verkünder des Evangeliums immer wieder präsent wird, so ist es auch bei den Jugendlichen: Noch lange nach der ersten und entscheidenden Umkehrerfahrung erleben sie „kleine Epiphanien“ der Gewalt.¹⁰ Somit kann sich in einzelnen

⁹ Erfahrungen, die diesem Typ zuzuordnen sind, lassen sich bei Jugendlichen mit einer Gewaltkarriere ebenfalls finden. Hierbei handelt es sich um epiphanische Erfahrungen, die keinen direkten Bezug zur familiären Vorgeschichte des Gewalterleidens aufweisen. Solche „major epiphanies“ beruhen auf Gewaltakten, die aus durchaus kontingenten situativen Bedingungen hervorgehen und eine neue Stufe der Gewalttätigkeit eröffnen, indem sie den Täter in einen bisher nicht betretenen Gewaltkontext einführen und seine Skrupel mit dauerhafter Wirkung niederreißen. Dies ist beim 18-jährigen Sven der Fall, dessen Gewaltkarriere einen einzigartigen Schub erfuhr, als er im Alter von 15 Jahren mit zwei Freunden zwei vietnamesische Zigarettenhändler verfolgte, diese dann äußerst brutal zusammenschlug und den schreienden Männern schließlich die Ware entriss. Er habe einen „Adrenalinrausch“ erlebt und „eine Hemmschwelle durchbrochen“, sagt er und erzählt dann, wie er nach diesem „ersten Mal“ in das gewalttätige „Geschäft“ seiner Freunde eingestiegen ist und die rauschhafte Erfahrung der überlegenen Macht, die er dabei kennen gelernt hatte, auch in ganz anderen Kontexten zu wiederholen trachtete; die Opfer seiner Gewalt waren mehrfach von ihm so titulierte „Glatzköpfe“. Beim 16 Jahre alten, türkischstämmigen Jacques bewirkte die Teilnahme an einem Kampf zwischen Migranteng jugendlichen und einer Skinheadclique, der in extremer Gewalt endete, das genaue Gegenteil wie bei Sven. Jacques deutet die Auseinandersetzung, an der auch Murat beteiligt war (siehe Abschnitt 4.2), durchaus als „major epiphany“, aber als eine solche, die ihn gerade zurückschrecken und der Gewalt den Rücken kehren ließ. Bezeichnenderweise ist Jacques auch in einer Familie aufgewachsen, die von positiven Beziehungen bestimmt war; in seinen familienbezogenen Erzählungen finden sich weder Hinweise auf Gewalt noch auf Missachtung.

¹⁰ Der Hinweis auf Konversionserzählungen soll über die historisch-kulturelle Herkunft von Deutungsmustern Aufschluss geben, die in die Darstellung von Gewalterfahrungen als biographische Wendepunkte eingehen. Über

Taten das dargestellte biographische Deutungsmuster immer wieder bestätigen und konsolidieren.

4. Handlungsschemata der Gewaltausübung

Dass bestimmten Akten der Gewaltausübung ein epiphanischer, also ein Offenbarungscharakter zukommt, basiert wesentlich auf dem Umstand, dass die Jugendlichen dabei mit der Erfahrung einer Handlungsmacht in Berührung kommen, die sie im familiären Gewaltzusammenhang verloren hatten. Aber die Folgen einer Verlaufskurve des Erleidens sind freilich nicht mit einem einmaligen Gewaltakt aus der Welt geschafft, sondern wirken fort: Die Jugendlichen wollen ihre Aktionsmacht, die eine Vorgeschichte der Misshandlung und des Anerkennungsentzugs wenden und vergessen machen soll, immer wieder aufs Neue beweisen. Es entstehen von Gewalt bestimmte Handlungsschemata. Diese sind von „gewaltaffinen Interpretationsregimes“ durchdrungen, in denen sich die Langzeitwirkungen familiärer Verlaufskurven der Ohnmacht und Missachtung manifestieren. Aus solchen Handlungsschemata gehen aber auch neue, sich verselbständigende „intrinsische Tatmotive“ hervor, durch die sich die Jugendlichen tiefer und tiefer in eine von der Gewaltausübung geprägte Lebensführung verstricken. Schließlich bilden sich „Gewaltmythologien“ heraus, mit denen die Jugendlichen ihre Gewaltsamkeit normativ aufladen und ihr neu gewonnenes Selbstbild ausstaffieren.

4.1 Gewaltaffine Interpretationsregimes

Gewaltaffine Interpretationsregimes sind in der familiären Sozialisation erworbene Wahrnehmungsmuster. Sie bringen eine besondere Vulnerabilität der Jugendlichen in Interaktionssituationen mit sich, die ihre früheren Ohnmachts- und Missachtungserfahrungen wachrufen. Die Jugendlichen erkennen im Verhalten ihrer Interaktionspartner vorschnell die Absicht, sie erniedrigen oder ihnen zu Leibe gehen zu wollen. Diese Wahrnehmung bestimmt ihre Situationsdefinitionen, wenn sie gewalttätig werden. Oft genügt ein Blick des anderen, in den sie dessen Verachtung oder Aggressionsbereitschaft hineinlesen; ein falsches Wort des anderen kann Anlass genug sein, um ihre gewaltsame Gegenwehr herauszufordern. Hier lässt sich ein interner Bezug zu ihren familiären Opfererfahrungen bis in die feinen Verästelungen ihrer Erzählungen hinein nachzeichnen. Bei der Gewaltausübung sind dichotomische Interpretationen am Werk, die – wie die komplementären familiären Negativerfahrungen – um die Semantiken von Macht und Ohnmacht sowie von Anerkennung und Missachtung kreisen.

die *genetische* These hinaus, dass das Vorbild für solche Darstellungen aus religiösen Kontexten stammen könnte, soll der Hinweis auf eine Homologie aufmerksam machen: Die von Bernd Ulmer (1988) aufgezeigte dreigliedrige Zeitstruktur von Konversionserzählungen, welche stets die „zeitliche Wendemarke“ eines Konversionserlebnisses, eine vorkonversionelle und eine nachkonversionelle Biographie enthalten, findet sich in dem wieder, wie gewalttätige Jugendliche ihre Lebensgeschichten aufbauen. Der Vergleich zwischen Konversionserzählungen und Narrativen, in denen einzelne Gewaltakte als biographische Wendepunkte erscheinen, zielt auf diese *strukturelle* Entsprechung. Er soll keineswegs suggerieren, epiphanische Gewalterfahrungen, die als Wendepunkte gedeutet werden, seien religiöse oder quasi-religiöse Erfahrungen wie Konversionserlebnisse.

Hier kann man von *Interpretationsregimes* sprechen, weil die Wahrnehmung einer Interaktionssituation, die zu Gewalt führt, eine Deutung ist – so wie jede Handlung auf einer Deutung, einer Situationsdefinition beruht und Akteure immer aufgrund der Bedeutung handeln, die Objekte für sie besitzen (Blumer 1969). Als *Interpretationsregimes* können diese Deutungen bezeichnet werden, weil sie keiner bewussten Entscheidung der Jugendlichen entspringen, gewisse Interaktionssituationen auf eine bestimmte Weise zu betrachten. Sie deuten diese Situationen im Lichte vergangener, paradigmatischer Ereignisse, ohne dass sie sich oder anderen darüber Rechenschaft geben könnten. Die Jugendlichen werden vielmehr von ihren Opfererfahrungen beherrscht. Sie unterstehen deren Regime. Die entsprechenden Situationen sind aus biographischen Gründen überdeterminiert – und dies nicht nur, was ihre Interpretation, sondern auch, was die darauf folgenden Reaktionen angeht. *Interpretationsregimes* im hier gemeinten Sinn sind *gewaltaffin*, weil die Jugendlichen bestimmte Situationen durch die Brille von Deutungsmustern wahrnehmen, die eine gewaltsame Antwort als die naheliegendste erscheinen lassen. Sie wollen nicht länger Opfer der Gewalt und Objekt der Erniedrigung sein, und sie glauben – da sie die feindselige Welt ihrer Familie auf andere Handlungskontexte übertragen –, sich ständig verteidigen und den Angriffen anderer zuvorkommen zu müssen. *Gewaltaffin* schließlich sind diese Interpretationen, weil sie nicht immer zu Gewaltausübung führen müssen. Auch wenn sie einen Impuls zum gewaltsamen Handeln freisetzen, besteht hier noch lange kein Automatismus. Es handelt sich um Handlungsdispositionen, deren Realisierung von den vielfältigsten situativen Kontextbedingungen und den je vorhandenen Gelegenheitsstrukturen abhängig ist.

Die folgende Episode aus dem Interview mit der 16-jährigen Bebek, einer in Berlin geborenen Kurdin, lässt die Wirkungsweise *gewaltaffiner Interpretationsregimes* deutlich hervortreten. Der Vorfall beginnt damit, dass Bebek in ihrem Jugendzentrum den Raum, in dem gerade ein paar Freunde von ihr tanzen, betreten will, um mit diesen kurz zu sprechen. An der Tür entwickelt sich ein Wortwechsel mit einem gleichaltrigen iranischen Mädchen, das ihr zunächst von sich aus, dann mit Verweis auf eine Direktive des Erziehers den Zutritt zur bereits laufenden Tanzübung verwehren will. Nach einigem Hin und Her schlägt Bebek ihre Kontrahentin mit solchem Ingrim, dass diese mit einem Schädeltrauma und Rippenbrüchen ins Krankenhaus eingeliefert werden muss; ein gerichtliches Nachspiel sollte folgen. Die zwischen Bebek und dem Mädchen eskalierende Spannung bezieht ihre Kraft aus der Thematik des Ausschlusses. Bebek, die gleich zu Beginn ihrer Erzählung betont, dass sie früher „fast jeden Tag“ im Jugendzentrum war und dort gewissermaßen ein Heimrecht genießt, sieht ihre Zugehörigkeit von ihrer Kontrahentin in Frage gestellt. Beim fallinternen Vergleich mit Bebek's Opfererfahrungen springt ins Auge, dass diese Situation familiäre Antezedenzen hat, zumal sie sich dort immer in der Position der Ausgegrenzten befand, die sich dem patriarchalen und gewalttätigen Regiment der männlichen Familienmitglieder stets beugen musste.

In besonders dichter Weise kommt die Thematik des Ausschlusses an einer Stelle zum Ausdruck, an der Bebek beschreibt, wie ihr früher die ganze Familie immer wieder eingeredet hat, sie sei ein Findelkind, das die Eltern „im Mülleimer gefunden“ hätten. Über ihre Tränen hinweggehend, so berichtet Bebek, bekräftigten die anderen dies durch den Hinweis auf ihre „wei-

ße“ Haut, die sich von der braunen Hautfarbe der anderen Familienmitglieder abhebe. Das Thema der Hautfarbe taucht nun wieder auf, als Bebek auf Nachfrage des Interviewers ihre iranische Kontrahentin im Jugendzentrum kurz beschreibt und dabei sagt: „Und sie ist selber braun.“ Es ist schon auffallend, dass dieses Detail ausgerechnet in einer Episode wiederkehrt, in der es um dieselbe Thematik geht – war die braune Hautfarbe in ihrer Familie doch das Signum der zweifelsfrei Dazugehörigen. Die Frage, ob Bebeks Gegenspielerin dazu legitimiert ist, über Zugang oder Ausschluss zu entscheiden, wird im Dialog zwischen den beiden Mädchen vor dem Gewaltausbruch immer dominanter, bis Bebek schließlich sagt: „Du hast hier nichts zu sagen!“ Auch diese Aussage ist bezeichnend, zumal der Umstand, dass ihr selbst das Wort verboten wird, eine zentrale Stellung in ihrer Beschreibung der familiären Interaktionsstrukturen einnimmt. Wenn sie am Familientisch ihre Meinung sagen wolle, so Bebek, werde sie nicht gehört oder sie bekomme von ihrem Vater und ihrem älteren Bruder gesagt: „Du bist noch zu klein, halt deine Klappe!“ Während es aber in der Familie höchstens zum ohnmächtigen Protest kommt, bricht sich in ihrer gewalttätigen Reaktion im Jugendzentrum ihre neu errungene Wehrhaftigkeit Bahn. Der Bedeutungshorizont ist in beiden Fällen derselbe: Es geht um Fragen der Ausgrenzung und der Zugehörigkeit in ganz speziellen Ausprägungen. Bebeks Interpretationsmuster, das in der Situation im Jugendzentrum Pate steht, ist längst vorbereitet. Sie nimmt das Handeln ihrer Kontrahentin im Lichte alter Probleme wahr, deren semantische Spuren im Interview deutlich zu erkennen sind: der Probleme der innerfamiliären Marginalisierung, der Behandlung als einer Fremden am angestammten Platz und des ständigen Bezwungenwerdens.

Ein weiteres Thema ist bei Bebeks Gewalthandlungen bestimmend, nämlich das ihrer weiblichen Identität. Auch hier lassen die semantischen Feinheiten der Bebek'schen Schilderungen die familiäre Genese ihrer Situationsdefinitionen durchscheinen. So berichtet sie beispielsweise, dass sie einen Jungen ins Gesicht schlug, der in einem U-Bahnhof ihre Freundin als „Nutte“ bezeichnet hatte. In dieser Situation geht es offensichtlich um Fragen der Ehre, d.h. der Jungfräulichkeit und des guten Rufes, die mehrfach Anlass waren, dass Bebek von ihrem Vater und ihrem Bruder geschlagen und gedemütigt wurde. Wenn sie mit Jungen in freundschaftlichen Kontakt trat oder sich mit einer in sexueller Hinsicht schlecht beleumundeten Nachbarin unterhielt, musste sie sich regelrechten Erniedrigungsritualen unterziehen: sich etwa vor ihrem Bruder hinlegen, der ihr dann mit dem Stock auf die Beine schlug.¹¹ Wie Bebeks Erzählung der Situation im U-Bahnhof verdeutlicht, fühlte sie sich von der Betitelung ihrer Freundin tangiert, als wäre diese gegen sie selbst gerichtet gewesen und als müsste sie ihre eigene Identität behaupten. Ihren Schlag gegen den Jungen reflektiert sie mit dem Hinweis, dass es ihr im Unter-

¹¹ Auch ihre Mutter stützt die familiäre Ordnung weitgehend und nimmt nicht, wie es Bebek zuweilen von ihr erwartet, die Rolle einer Anwältin ein, die das an ihr begangene Unrecht zumindest benennt. Dies ist alles andere als unwesentlich, wie ein vergleichbares Beispiel aus dem Interviewmaterial zeigt. Die 17-jährige Janet, die aus einer arabischen Familie mit sechs Geschwistern stammt, wurde von ihrem Vater aus ganz ähnlichen Gründen wie Bebek geschlagen – etwa wenn er bemerkte, dass sie mit einem Jungen telefonierte. Aber in ihrer Familie gab es von Anfang an eine große Koalition gegen den schlagenden Vater, der von allen verachtet und weitgehend aus der Kommunikation ausgeschlossen wurde. Hier ist es der Gewalttäter, der marginalisiert wurde, während das Opfer die Solidarität und den Schutz aller anderen Familienmitglieder genoss. Signifikanterweise zeigen sich bei Janet auch nicht die Ohnmachtserfahrungen wie bei Bebek, die keine Fürsprecher und Beschützer hatte, sondern der Gewalt ihres Vaters und Bruders immer schutzlos ausgeliefert war. Es ist gewiss kein Zufall, dass sich bei Janet im Unterschied zu Bebek keine Gewaltkarriere entwickelte.

schied zu anderen Mädchen nicht reiche, selbst zu wissen, was sie sei und nicht sei. Sie, so Bebek weiter, lasse es sich nicht gefallen, eine „Nutte“ genannt zu werden. Ihr ostentatives Sich-nichts-gefallen-Lassen,¹² das sich nur als Inversion familiärer Erfahrungen verstehen lässt, bringt sie oft in Anschlag, wo ein externer Beobachter überhaupt keine Herausforderung, Bedrohung oder Kränkungsabsicht des anderen zu erkennen vermag.

Das Konzept der gewaltaffinen Interpretationsregimes weist also einerseits auf eine besondere Sensibilität für Situationen hin, in denen sich zu wiederholen droht, was die Jugendlichen von zu Hause kennen. Andererseits steht es für die Bereitschaft der Jugendlichen, in solchen Situationen zur Gewalt zu greifen. Durch das Wirken gewaltaffiner Interpretationsregimes wird Gewalt zu einer wahrscheinlichen Handlungsoption, da die Jugendlichen die familiären Widerfahrnisse in andere soziale Räume hineinragen. Mit der Erweiterung ihrer sozialen Beziehungen dehnt sich auch der Bereich kontinuierlich aus, in dem sie immer wieder jene aggressive Ablehnung und Ignoranz erkennen, die ihnen in ihrer Familie seit Kindheitstagen entgegenschlug. Damit kann das Konzept der gewaltaffinen Interpretationsregimes – neben dem der kumulativen Epiphanien – die lange ungeklärte Frage beantworten, *wie* es zum Gewalttransfer von der Familie in jugendliche Lebenswelten kommt.¹³ Es erklärt eine biographische Kontinuität, die es erlaubt, von „Gewaltkarrieren“ zu sprechen und deren Anfänge in den Verlaufskurven der Misshandlung und Missachtung zu sehen. Wie mit den Projektionen der Gegengewalt das Moment eines Handlungsschemas in Verlaufskurven der familiären Misshandlung eindringt, so setzt sich mit gewaltaffinen Interpretationsregimes das Moment einer Verlaufskurve des Erleidens im gewaltsamen Handlungsmuster fort. Hinter ihrem Rücken verschafft sich ihre Opfergeschichte gerade in Situationen Geltung, in denen sie ihre Handlungsfähigkeit und Wehrhaftigkeit demonstrieren. Die Verlaufskurven des Erleidens werden im Gewalthandeln „aufgehoben“: auf prekäre Weise überwunden und bewahrt zugleich.

4.2 *Intrinsische Gewaltmotive*

Im Zuge von Gewaltkarrieren treten meist Tatmotive auf den Plan, die sich nicht mehr auf die beschriebenen Situationsdefinitionen und Interpretationsmuster reduzieren lassen. Die Gewalt

¹² Dies trug ihr den Ruf ein, eine „Schlägerbraut“ zu sein. Bebek lehnt das Etikett nicht als inhaltlich unzutreffend ab, will aber nicht, dass andere sie in Situationen, in denen sie eine andere Rolle spielen möchte, auf dieses Bild festlegen – wie etwa auf einer festlichen Hochzeit, auf der sie als „Schlägerbraut“ tituiert wurde. Das Bild der wehrhaften und gewalttätigen Frau hat keineswegs gänzlich und situationsübergreifend Besitz von Bebek ergriffen, zumal es mit ihrer Geschlechtsidentität im Konflikt steht – ein Konflikt, der in dieser Form bei männlichen Jugendlichen wohl kaum auftreten könnte (dazu auch Bruhns/Wittmann 2001: 61). Joachim Kersten (1997) hat darauf hingewiesen, dass gewalttätiges Handeln junger Männer – ungeachtet dessen, dass es nicht immer als legitim gilt und bisweilen dämonisiert wird – in unserer Kultur als eine Verwirklichung von „Männlichkeit“ gilt. Für Frauen hingegen steht kein kulturelles Muster zur Verfügung, in dessen Rahmen gewalttätiges Handeln als eine Verwirklichung von „Weiblichkeit“ durchgehen könnte. Gewalt bringt Frauen vielmehr in Konflikt mit geschlechtsspezifischen kulturellen Erwartungen. Diese kulturelle Bremse dürfte der Grund dafür sein, dass weibliche Jugendliche, auch wenn sie in der Familie geschlagen und missachtet wurden, viel seltener gewalttätig werden als ihre männlichen Altersgenossen.

¹³ Der einschlägige Strang der Forschung zum „Kreislauf der Gewalt“ konnte zwar wiederholt nachweisen, dass ein statistischer Zusammenhang zwischen Gewalt in der Herkunftsfamilie und der Gewaltkriminalität im Jugendalter besteht, nicht jedoch den Mechanismus aufzeigen, durch den die Gewaltsamkeit vom einen auf den anderen Lebensbereich übertragen wird; vgl. dazu Schwind et al. 1990: 80f. sowie Sutterlüty 2002: 209ff.

bekommt ein überschießendes Moment an Grausamkeit und eine Eigendynamik, für die eine „dispositionale“ Erklärung, die auf biographisch bedingte Handlungsneigungen der Täter rekurriert, nicht ausreicht. Hier muss die Erklärung der Gewalt und ihrer Motive um eine – in der Kriminalsoziologie weit weniger entwickelte – „situative“ Analyse ergänzt werden (vgl. Birkbeck/LaFree 1993). Denn in den Schilderungen der interviewten Jugendlichen stößt man immer wieder darauf, dass sie mit ihren Gewalthandlungen einen unmittelbaren subjektiven Gewinn verbinden, der in der Erfahrung einer besonderen Intensität besteht. In der einen oder anderen Weise berichten sie von faszinierenden Erlebnissen der Gewaltausübung, die nicht nur eine enthemmende Dynamik in der Gewaltsituation mit sich bringen, sondern auch zum Motiv für weitere Gewalttaten werden können. Die Erfahrung der Gewaltausübung wird zum motivationalen Agens. Die Gewalt gewinnt den Charakter eines Selbstzweckes und folgt intrinsischen Gewaltmotiven, d.h. Motiven, die aus der Erfahrung der Gewaltausübung selbst hervorgehen und keiner situationsexternen Ziele und Zwecke mehr bedürfen. Es lassen sich drei Dimensionen der Gewalterfahrung identifizieren, aus denen solche intrinsischen Gewaltmotive entstehen können: der Triumph der physischen Überlegenheit, die Schmerzen des Opfers und die Überschreitung des Alltäglichen.

Mit der obsiegenden Gewalt verbinden jugendliche Täter die berauschte Erfahrung des Triumphs, der Stärkere zu sein und über den anderen verfügen zu können. Dies kann zu einem eigenständigen Gewaltmotiv werden, das im Extremfall eine Dynamik entwickelt, an deren Horizont der Wunsch steht, den anderen an die Schwelle des Todes zu bringen und über sein Leben zu entscheiden. Welches Maß an Grausamkeit die Gewalt im Einzelfall auch immer annimmt – es ist den so motivierten Tätern um weit mehr als um bloße Selbstbehauptung zu tun. Sie sind auf die physische Unterwerfung des anderen aus und wollen ihn buchstäblich unter sich sehen, um sich als mächtig und bedeutsam zu erleben. Beschreibungen der Jugendlichen, die das eigene Obenstehen und des anderen Untenliegen, das eigene Unversehrtbleiben und des anderen Verletztsein, die eigene Aktionsfreiheit und des anderen Bewegungsunfähigkeit betonen, weisen darauf hin, wie eng jene Gefühle der Größe und Omnipotenz an die Koordinaten der Körpererfahrung gebunden sind. Sie gründen in der unmittelbaren körperlichen Präsenz des Opfers und der sinnlichen Evidenz seiner Gebrochenheit. Wenn die Jugendlichen sagen, mit der Gewaltausübung sei ein „ungeheures Machtgefühl“ verbunden und sie erlebten dabei die „Freude des Siegers“, beschreiben sie, was sie zu ihren Taten antreibt und worin sie eine intrinsische Attraktion der Gewalt erblicken. Das Handlungsmotiv basiert hier auf dem, was bei der Gewaltausübung im Verhältnis des Täters zu sich selbst geschieht. Es geht ihm – auch wenn es auf einer spezifischen, extrem asymmetrischen Relation zu einem anderen beruht – um ein Selbstgefühl: um eine euphorisierende Selbstwahrnehmung, die sich aus der unabweisbaren Gewissheit der eigenen Größe und Stärke speist.

Murat berichtet von einem Vorfall, der dies veranschaulichen kann. Er nimmt seinen Ausgang an Murats Schule in West-Berlin, als ein arabischer Jugendlicher die Nachricht verbreitet, er und sein schwarzer Freund seien an ihrer Ost-Berliner Schule von einer Skinheadgruppe als „Scheißausländer“ beschimpft und geschlagen worden. Das Ansinnen, Murat und einige türkische Schulkameraden dafür zu gewinnen, das Vergehen der Skinheads zu ahnden, hat schließ-

lich Erfolg, nachdem der Anstifter darauf hingewiesen hat, die „Nazis“ hätten sie zum Kampf herausgefordert. Die sechzehnköpfige, mit Schlagstöcken bewaffnete Gruppe sucht schließlich die Skinheads auf, und nach einem Wortwechsel kommt es zu einer heftigen Auseinandersetzung, bei der zwei türkische Mitstreiter Murats ihr Messer ziehen, mehrmals auf einen der Skinheads einstechen und ihn lebensbedrohlich verletzen. Worum es bei dieser Auseinandersetzung geht, scheint in Murats Beschreibung der Situation zunächst völlig klar – darum nämlich, die Skinheads für ihre ausländerfeindlichen Sprüche und Taten zur Rechenschaft zu ziehen und, mehr noch, die Herausforderung zum Kampf anzunehmen. Im Zuge der Situationsdynamik kommt jedoch ein zusätzliches Handlungsmotiv ins Spiel, das Murat mit folgenden Worten beschreibt: „Wir wollten die richtig so kaputtschlagen, dass sie auf dem Boden liegen, dass die uns schon so anbetteln: ‚Nicht schlagen bitte! Okay, tut uns Leid, was wir gesagt haben.‘ So richtig kaputtschlagen wollten wir die!“ Dieser Beschreibung zufolge hatten es Murat und seine Gruppe darauf abgesehen, eine Situation der völligen Unterwerfung der Gegner herbeizuführen und sich am Entsetzen der Unterlegenen zu weiden. Die Gewalt zielt nicht nur auf die physische Bezwingung des Gegners, sondern auch auf das verbale Eingeständnis seiner Unterlegenheit und das maliziöse Auskosten seiner Angst: Die Skinheads sollten zittern und um Gnade betteln. Mit einem Kniefall sollten sie die Verfügungsgewalt Murats und seiner Gruppe in einem geradezu formellen Akt der Unterwerfung bestätigen. Hier wird das triumphale Erlebnis, sich durch die körperliche Überwältigung des Gegners als bedingungslos überlegen zu erweisen, im Vollzug des gewaltsamen Unterfangens zur entscheidenden Triebfeder des Handelns.

Eine vergleichbare Motivlage führte beim Skinhead Kai zu einer fast schon habitualisierten Suche nach Personen, die er zum Opfer seiner Gewalt machen konnte. Schon morgens beim Aufstehen, erzählt Kai, habe er oft schon genau gewusst, dass an dem Tag noch „etwas passieren“ werde. Das Verhalten der recht willkürlich gewählten Opfer, an dem Kai Anstoß nahm, scheint für ihn lediglich die Funktion gehabt zu haben, sie als Objekt seiner gewaltsamen Absichten zu identifizieren. Was hinter seinen auf den ersten Blick völlig irrational wirkenden Übergriffen steht, geht aus Kais Rede von einem „Machtgefühl“ hervor, das er beim Anblick von geschlagenen, oft regungslos daliegenden Opfern empfand. Was den Gehalt dieses Gefühls ausmacht, das in Kais Erzählungen beständig wiederkehrt, lässt sich an einer Episode ermessen, die sich im Anschluss an einen Diskobesuch mit seiner Freundin und ein paar Bekannten ereignete. Als sie die Disko verließen, trafen sie, so Kais Worte, auf einen „Jugoslawen“ oder „Türken“, der einen „komischen Spruch abgelassen“ habe. Er schlug dem Mann mit der Faust ins Gesicht, trat ihn und warf ihn dann vor eine herannahende Straßenbahn, die noch rechtzeitig abbremsen konnte. Kai bemerkt dazu, der andere habe das „leider überlebt“ und sei weggerannt. Späterhin kommentiert Kai die Episode mit den Worten: „Und dann wäre er *beinahe* überfahren gewesen, und dann hätte ich meinen ersten Mord gemacht. – Ja, muss ja nicht sein. Und das war dann auch wieder dieses Machtgefühl.“ Das ambivalente Bedauern des nicht-tödlichen Ausgangs seiner Gewalttat, das sich hier ausdrückt, ist Kais Wunsch geschuldet, sich zum uneingeschränkten Souverän aufzuschwingen und letztlich den Triumph des Überlebenden über den Toten auskosten zu wollen (vgl. Canetti 1960: 259ff.).

Die zweite Dimension intrinsischer Gewaltmotive, der Genuss am Zufügen von Schmerzen, zielt nicht auf ein formidables Selbstgefühl des Täters, sondern hängt mit dem zusammen, was dem anderen – dem Opfer oder dem unterlegenen Gegner – geschieht. Dass Gewalt für diejenigen, den sie trifft, Schmerz und Qual mit sich bringt, ist unausweichlich mit der leiblichen Existenz des Menschen verbunden. Gleichwohl sind die physischen Leiden des anderen für die jugendlichen Täter oft nicht nur ein unbeabsichtigter Nebeneffekt ihrer Gewalt, sondern das, wonach sie trachten. Sie ergötzen sich an den Schmerzen und der Verletzung des anderen. Das unmittelbare Erlebnis der Verwundbarkeit des anderen kann einen solchen Sog auf die Täter ausüben, dass sie nicht einhalten können, ehe sich das Opfer vor Schmerzen krümmt. So vergleicht sich Kai etwa mit einem „Kampfhund“, der von anderen zurückgepöfeln werden muss, um von einem schwer verletzten Opfer ablassen zu können. Wenn der Schmerz des anderen die treibende Kraft von Gewalthandlungen darstellt, setzt dies, wie bereits Georg Simmel (1992/1900: 547ff.) gesehen und Hartmann Tyrell (1999: 272) erneut hervorgehoben hat, eine gewisse Empathie des Täters mit dem Opfer voraus. Die latente Rollenübernahme des Täters, der das Leid des Opfers genießt, zeigt sich an einer Stelle im Interview mit Kai, an der er mit Bezug auf eine Gewalttat eines Bekannten den Wunsch äußert, es auch einmal „knacken hören“ zu wollen, während er einem Menschen auf den Kopf springt. Als ihn der Interviewer fragt, was er sich dabei vorgestellt hat, bringt er von sich aus das Opfer ins Spiel und sagt: „Halt brutal! Brutal wie Sau. Wenn man da so ‘n Mensch -, für ihn muss det brutal sein.“ Gerade wenn sich Täter wie Kai eingestehen müssen, im vollen Bewusstsein der Verletzlichkeit der Opfer Freude an deren Leid zu empfinden, erscheint ihnen ihr eigenes Handeln unheimlich, sodass sie sich gelegentlich selbst pathologisieren, um sich zu entlasten und zu exkulpieren; so etwa, wenn Kai davon spricht, er habe eine „perverse Ader“. Manchmal begegnet er seinen durchaus vorhandenen Skrupeln, indem er moralische Standards externalisiert und die Verantwortung für seine Gewalttaten an die meist vorhandenen, aber nicht eingreifenden Zuschauer delegiert. Diese „Techniken der Neutralisierung“ (Sykes/Matza 1957) ermöglichen es den Tätern, der Lust an den Schmerzen des anderen zu folgen, die in ihren Erzählungen oft mit einer Metaphorik des Rausches und des Kicks ausgestattet ist. Nur eine solche Motivationsbasis kann die besondere Brutalität und Maßlosigkeit erklären, mit der jugendliche Täter oftmals gegen bereits unterlegene Opfer vorgehen.

Besonders deutlich tritt diese Dimension der Gewalterfahrung in einer Erzählung Kais zutage, in der er an einem Döner-Imbiss äußerst roh und zügellos auf einen Mann einschlägt, dem er zunächst vorwirft, er habe den „tierischen Angeber raushängen“ lassen, um dann zu konstatieren, der Mann habe einfach nur das „Pech“ gehabt, „zur falschen Zeit am falschen Ort“ gewesen zu sein. Seinem grausamen Willkürakt attestiert Kai „ein schönes Gefühl“, das darauf beruht habe, „Schmerzen zu verteilen“. Die Affekte, die beim Schlagen und Quälen freigesetzt werden, erläutert Kai noch einmal in seiner abschließenden Erklärung zu dem Vorfall: „Fand’s halt irgendwie geil, da zu sehen, was man mit so ‘m Menschen alles machen kann.“ Kai labt sich demnach daran, andere zum Objekt eines Versuchs zu machen, der an dessen Schmerzgrenzen herangeht. Und in dem Attribut „geil“, das er seiner experimentellen Betätigung anheftet, schwingen – wie in der Rede von seiner „perversen Ader“ – Konnotationen mit, die seiner Grausamkeit einen sexualisierenden Nimbus verleihen.

Auch Joe, ein 17-jähriger deutscher Jugendlicher, der die meisten seiner im Vergleich zu Kai wenig schwerwiegenden Gewalttaten im Kontext seines arabischen und türkischen Freundeskreises begangen hat, kennt solche Motivlagen. So berichtet er von einem Vorfall, bei dem es zunächst darum geht, dass ein thailändischer Junge Joes türkischem Freund Ural eine andere als die ihm geliehene Videokassette zurückgegeben haben soll. Die beiden stellen den Beschuldigten vor dessen Wohnung zur Rede, es kommt zu Handgreiflichkeiten, und schließlich tritt Joe, sekundiert von Ural, auf den anderen Jungen ein, bis er aus der Nase blutet und, so Joes Aussage, „der Hausflur voller Blut war“. Bis zu einem gewissen Punkt ist das Geschehen in dieser Situation aus der interaktiven Dynamik nachvollziehbar, die sich aus der Klärung des Konflikts um die Videokassette ableitet. Die exzessive Gewaltanwendung sprengt jedoch sowohl den Rahmen der Ausgangsintention als auch den Versuch, den Kontrahenten in seine Schranken zu weisen. Warum die Auseinandersetzung plötzlich eine solche Eskalation erfährt, geht aus folgender Feststellung Joes hervor: „Das ist so – lustbefriedigend einfach. Und du *freust* dich, wie ihm das weh tut. Und er sagt immer: ‚Hör auf. Hör auf!‘ Und du schlägst immer weiter auf ihn zu.“ Das positive Erleben des Gewaltaktes verbindet Joe hier mit nichts anderem als den Schmerzbekundungen des anderen, und sie scheinen ihn zu weiteren Schlägen anzuspornen, obschon der Kontrahent sich längst geschlagen gibt und um Schonung bittet. Dass sein gewaltsames Tun im Schmerz des anderen das Ziel findet, verleiht der Situation erst ihre extreme Violenz.

Die dritte Dimension intrinsischer Gewaltmotive, die Überschreitung des Alltäglichen, ergibt sich aus dem Verhältnis der Gewaltsituation zu gewohnten, als weniger intensiv erfahrenen Lebensvollzügen. Das attrahierende Moment der Gewalt besteht dabei darin, dass sie einen Ausnahmezustand herbeiführt, der sich radikal von Alltagsroutinen unterscheidet. Die Jugendlichen berichten, dass sie im Akt der Gewalt Augenblicke erleben, die in ihrer Leidenschaftlichkeit nichts als die Gegenwart, die Unmittelbarkeit des Geschehens kennen (vgl. auch Katz 1988, Buford 1994). Dieser Ausnahmezustand verdankt sich sowohl der Spannung, die im Moment der Gewaltausübung alle Sinne in Beschlag nimmt, als auch dem Umstand, dass die Gewalt die im alltäglichen Zusammenleben geltenden Regeln suspendiert, wenn nicht gar verhöhnt. Die Herstellung eines sinnlichen Ausnahmezustandes kann also ebenso zu einem Gewaltmotiv werden wie die Herbeiführung eines normativen Ausnahmezustandes, in dem der Täter fundamentale Regeln des zwischenmenschlichen Umgangs bewusst durchbricht. In beiden Fällen lässt der Bann, unter dem die Jugendlichen in Momenten der Gewaltausübung stehen, alle anderen Motive sekundär werden. In solchen Momenten ist die reflexive Distanz zwischen dem Subjekt und seinem Handeln aufgelöst. Alles ist auf reine Aktion und Geschwindigkeit angelegt. Eventuelle Folgen für die Jugendlichen selbst verschwinden ebenso aus ihrem Blickfeld wie die körperlichen und psychischen Folgen für die Opfer. Es ist vielfach zu beobachten, dass die Täter vom Gewalterlebnis so gefesselt sind, dass sie ihren eigenen moralischen Gefühlen zuwiderhandeln – bis an die Grenze der Besinnungslosigkeit und der zeitweiligen Aufgabe der Selbstkontrolle.

An einer Episode aus dem Leben des 17-jährigen Cruse, einem in Berlin geborenen Libanesen, lässt sich dies recht augenscheinlich aufzeigen. Cruse, der bereits verschiedenen gewalttätigen Straßengangs angehörte und zum Interviewzeitpunkt sich regelmäßig mit einer Streetcorner-

Clique junger Araber trifft, schildert die Rückfahrt von einem Badeausflug, die, wie er sagt, „eine schöne Schlägerei“, ja „die beste von allen“ mit sich brachte. In der U-Bahn, in die er mit mehreren Mitgliedern seiner Clique gestiegen war, drehen zwei seiner Freunde ihre Ghetto-Blaster auf volle Lautstärke, und es kommt zu einem Gerangel mit „vier etwas breiteren Deutschen“ und schließlich zu einer tumultartigen Schlägerei, die sich auf dem Bahnsteig des nächsten U-Bahnhofs fortsetzt, als einige Passanten eingreifen. Bereits die begeisterte Art und Weise, in der Cruse die Episode wiedergibt, dokumentiert die enthusiasmierende Dynamik seines gewalttätigen Handelns, dem im Schutz seiner Gruppe keine Grenzen gesetzt waren; er lässt kein Detail seines entfesselten Tuns unerwähnt – etwa, wie er einem Mann mit „der Faust ins Gesicht und gegen die Nase“ geschlagen hat, dass er geblutet hat und ihm Tränen kamen, oder wie er einem anderen „mit dem Kopf gegen die Hitlernase geschlagen“ und dann „*nochmal* zugetreten, *nochmal* zugetreten“ hat. Die Ausdrücke, die seine Glücksgefühle fassen sollen, überschlagen sich beinahe und kulminieren in der Aussage: „Und im gleichen Moment anzugreifen, das ist übergeil, das ist richtig geil, das ist besser als jeden Trip zu haben.“ Der Moment des Angriffs auf einen der vier Männer in der U-Bahn, auf den sich Cruse hier bezieht, überbietet demnach jeden Drogenrausch und setzt ekstatische Zustände frei. Dass solche Gewalterfahrungen, die den Glanz des Außeralltäglichen tragen, nicht folgenlos bleiben können und zu weiterer Gewalt motivieren, liegt auf der Hand. Die Faszination der Immoralität und des dionysischen Agierens führen just zu jenen Taten, die oft als blind, grundlos und sinnlos apostrophiert werden.¹⁴

4.3 Gewaltmythologien

Die wiederholte Gewaltausübung lässt das Selbstbild und die normativen Ideale der jugendlichen Täter nicht unberührt. Wenn in der Erfahrung der Gewaltausübung selbst ein anziehendes, weil Ekstasezustände und Machtgefühle verbürgendes Moment steckt, kann das nicht ohne nachhaltige Folgen für die Werthaltungen der Jugendlichen bleiben. Dies zeigte bereits die Analyse epiphanischer Gewalterfahrungen, die von den Akteuren als Schlüssel zu einem neuen Selbstverständnis und als authentischer Ausdruck ihrer selbst wahrgenommen werden. Das in epiphanischen Erfahrungen aufkeimende Selbstbild erfährt eine Veralltäglichung, und die Jugendlichen erheben die Gewaltsamkeit zu einem positiven Wert. Für andere eine leibhaftige Bedrohung darzustellen und stets zum gewalttätigen Kampf bereit zu sein, gelten ihnen als Ideale. Sie schicken sich an, diese Ideale zu realisieren, und leiden darunter, wenn sie ihnen – etwa mangels Mut und Muskelkraft – nicht nachzukommen vermögen. Sie kämpfen, trainieren und leiden auf der Grundlage von Werten.

¹⁴ Auch wenn mit intrinsischen Gewaltmotiven, dies sei hier klargestellt, ein Moment in Gewaltkarrieren einfließt, das eine stark körperliche Seite hat und sich nicht in allen Aspekten aus der familiären Opfergeschichte der jugendlichen Täter allein erklären lässt, bleiben diese Motive eingebettet in biographische Verlaufsprozesse: Die Jugendlichen mit der beschriebenen Entwicklungsgeschichte haben besonders vielfältige Gelegenheiten, mit Erfahrungen in Berührung zu kommen, aus denen intrinsische Gewaltmotive entstehen. Weiterhin können nur viktimisierte Jugendliche mit biographisch erworbenen Gewaltdispositionen die Euphorien der Gewaltausübung in ihr Selbstbild integrieren; die anderen steuern, wie der Vergleich mit den drei Interviewten ohne Gewaltkarriere zeigt, sofort um, wenn sie an sich selbst Derartiges zu entdecken beginnen. Insofern ist die These von der Existenz intrinsischer Gewaltmotive weit entfernt von den Gewalttheorien Elias Canettis (1960) und Wolfgang Sofskys (1996), die eine Lust an der Gewalt zur anthropologischen Konstante erheben und biographischen Faktoren jegliche Erklärungskraft absprechen (dazu Sutterlüty 2002: 98ff.).

Dabei handelt es sich um „Werte“ im starken Sinn des Wortes, um moralische Vorstellungen also, die einen motivierenden Charakter haben und die Emile Durkheim durch das Merkmal des „Erstrebenswertseins“ gekennzeichnet hat (vgl. Durkheim 1970, Joas 1997: 104ff.). Wenn hier gewalttätige Handlungsneigungen unter dem Begriff des Wertes analysiert werden, soll das bedeuten, dass die Idealisierung der Gewalt bei den Jugendlichen nicht nur einen Impuls unter anderen darstellt, sondern eine Priorität besitzt, aufgrund der sie gewalthemmende „Normen“ als nachrangig oder unzulässig bewerten können. D.h., die restriktive und imperative Seite moralischer Regeln, die Durkheim durch das Merkmal der „Pflicht“ oder der „Obligation“ definiert hat, wird von den Jugendlichen im Namen „starker Wertungen“ (Taylor 1988) außer Kraft gesetzt. Im Zuge einer solchen normativen Aufladung gewinnt die Gewaltausübung einen mythischen Gehalt.

Zwei Gründe lassen sich mit Blick auf die interviewten Jugendlichen dafür anführen, von *Mythologien* der Gewalt zu sprechen.¹⁵ Erstens bringt der Begriff die vielfältigen Glorifizierungen von Macht und Stärke zum Ausdruck, die bei den Jugendlichen anzutreffen sind. Sie erwarten, dass die Gewalt ihnen eine bisher nicht gekannte Anerkennung verschafft und ihnen eine ungeahnte Größe verleiht. Das Versprechen, dass sie einen einfachen und schnellen, fast magischen Weg zu Macht und Ansehen bereithält, wie Lewis Yablonsky (1962: 4) es treffend ausgedrückt hat, lässt den Jugendlichen die Gewaltausübung als erstrebenswert erscheinen. Zweitens wird der Begriff der Mythologie durch die Beobachtung nahe gelegt, dass die Jugendlichen der Gewalt Wirkungen zusprechen, die sie letztlich gar nicht hat oder die langfristig durch konträre Gewaltfolgen wieder aufgehoben werden. Erst bei älteren Jugendlichen zeigt sich bisweilen das Bewusstsein, dass die positiven Wirkungen der Gewalt sich nur kurzfristig einstellen und zum Teil eine Chimäre sind. Die Prämien werden durch gegenläufige Gewaltfolgen konterkariert, die von der Stigmatisierung im privaten Lebensumfeld, negativen schulischen oder beruflichen Konsequenzen bis hin zu strafrechtlichen Folgen reichen. In diesem Sinne bleiben die glorreichen Wirkungen der Gewalt ein *bloßer* Mythos.

Die für Gewaltmythologien wesentliche Erwartung, dass Gewalt und das Bestehen im Kampf die Anerkennung anderer eintragen und das eigene Selbst in positiver Weise transformieren, zeigt sich beispielhaft bei Murat. Sein Idealbild von sich selbst ist eng an seine Fähigkeit gebunden, skrupellos zuzuschlagen: So wie die brutalsten Gewalttäter, die er kennt, möchte er auch werden. Seine Idole sind die zu extremer Gewalt bereiten, zum Teil älteren Mitglieder der türkischen Bande, zu der er gehört. Er erklärt: „So werd ich eines Tages auch sein! Off, ohne zu zögern, so richtig körperlich! Wenn ich weiter Bodybuilding mach, werd ich auch irgendwann mal Kraft in meinen Händen haben. (...) Und ich will, dass ich als *erster* gezählt werde. Ja, und ich will, dass sie auch von mir was zu sagen haben: ‚Der hat auch viel drauf, mit dem legen wir uns nicht an!‘ Na ja, eines Tages werd ich es so machen, dass die vor mir auch viel Respekt haben.“ Um sein Idealbild als Kämpfer einzulösen, betreibt Murat nicht nur Bodybuilding, sondern er will auch eine militärische Ausbildung durchlaufen. Angeregt von

¹⁵ Den Begriff der Gewaltmythologie verwendet Hans Joas (1994) zur Kennzeichnung einer positiven Umwertung der Gewalt in zwischenstaatlichen Kriegen sowie innergesellschaftlichen Kämpfen; dabei hebt er den „Mythos der Regeneration durch Gewalt“ besonders hervor.

Rambo-Filmen, äußert er sogar den Wunsch, „nach Vietnam zu gehen“. In völliger Unkenntnis der Geschichte des Vietnamkrieges und in der Annahme, dass dieser noch immer andauert, erklärt er, in Vietnam das Know-how für den „Straßenkampf“ erwerben und lernen zu wollen, „die Angst zu bekämpfen“. Sich in die Rolle eines Vietnam-Kämpfers hineinphantasierend, der seinen Freunden unter Lebensgefahr zu Hilfe eilt, benennt er das treibende Element seiner kühnen Phantasien: Seine Großtaten sollen ihn zu einem mit Medaillen dekorierten „Helden“ machen. „Ich will auch irgendwann mal so richtig vorne sein, dass ich bekannt werde oder irgendwie berühmt, oder so!“, sagt Murat und fährt fort: „Und nicht, dass man so ein Unbekannter ist, keiner weiß, dass du überhaupt auf der Welt bist.“ Zwischen dem berühmten Helden und dem Unbekannten, von dessen Existenz niemand Notiz nimmt, scheint Murat kein Drittes zu kennen. Die ruhmreiche Bewährung im Kampf, die seine Imagination beflügelt, soll die Kluft zwischen der drohenden Möglichkeit, ein Niemand zu sein oder zu bleiben, und der Möglichkeit, ganz vorne zu stehen, mit einem Schlag überspringen. Gewalt und Kampf bergen für ihn das Versprechen, gesehen und anerkannt zu werden. Mit solchen Erwartungen ist Murats mythisierende Aufladung der Gewalt, die bis in die affektive Besetzung einer aggressiven Körperlichkeit hineinreicht, untrennbar verbunden. Er idealisiert die Vorstellung, eine Aura der Gewalt um sich zu haben, die andere ängstigt und deren Respekt erzwingt. Solche Selbstideale führen dazu, dass die bloße Tatsache einer Herausforderung und allein schon die Frage, wer der Stärkere ist, eine Art Zwang bewirken, darauf gewaltsam zu antworten.

Die Kämpferideale der Jugendlichen haben, wie auch die eben zitierten Ausführungen Murats zeigen, oft in der Gruppe, zu der sie gehören, ihre Vorbilder und den Ort ihrer Betätigung. Die Werte und Ideale der Jugendlichen werden von der Gruppe geteilt. Insofern sind Gewaltmythologien, denen zufolge körperliche Stärke, Kampftauglichkeit und Gewalt Anerkennung verschaffen, von der Realität gedeckt. Innerhalb der Gruppe versuchen die Jugendlichen durch Demonstrationen von Kraft und Stärke Anerkennung zu gewinnen, nach außen durch eine Gewalttätigkeit, die dem Gegner oder Opfer Respektbekundungen abverlangt. Dabei spielt die phantasmagorische Überhöhung des Gewalthandelns eine entscheidende Rolle. So etwa, wenn sich der Skinhead Kilian stolz mit „dem Bösen“ – den Nazis, die „sechs Millionen Juden vergast“ haben und vor denen alle Welt erzittert – identifiziert und damit seine Gewalt mit einer Symbolik ausstattet, die ihn und seine Gruppe aus der Bedeutungslosigkeit heraushebt. Die positiven Funktionen der Identifikation mit dem Bösen, dessen Inbegriff die Nazis darstellen, bestehen für Kilian in einer wundersamen Aufwertung seines Selbst und seines Handelns. Der Bedeutungsgewinn, den Kilian aus der nationalsozialistischen Kodierung der Gewalt und aus der Angst anderer bezog, blieb aber stets ambivalent – irgendwo zwischen Phantasma und Realität.

Den großartigen Effekten, den die Jugendlichen der Gewalt abtrotzen wollen, steht in luziden Momenten ihre Einsicht gegenüber, dass alles nur ein fataler Irrtum ist. Zu der Selbsterweiterung, die aus der Bezwingung anderer und ihren Unterwerfungsgesten hervorgeht, gesellt sich das Wissen darum, von anderen nicht nur gefürchtet, sondern auch gehasst zu werden. Der Mythos wird durch das Bewusstsein entzaubert, dass Angst mit Respekt nichts zu tun hat und

dass eine erzwungene Anerkennung nichts wert ist (vgl. Straub 1999: 99). So erklärt Kilian etwa auf die Frage, wie es für ihn sei, wenn andere Angst vor ihm haben: „Ein Machtgefühl, ist ein einziges Machtgefühl. Fühlst dich gut, denkst, du bist der Boss und kannst dem allet sagen, und der *macht* det. Ja, so ist det! Machtgefühl! Kribbeln! Und man fühlt sich einfach gut. Obwohl, wenn man zu Hause ist oder alleine oder so, denkt man manchmal, wozu det vielleicht führt, oder so. Und wat es dir eigentlich bringt. Ich meine, *die* denken doch eigentlich, dass du ein *Arschloch* bist. So ist det ja! (...) Also, manchmal, im stillen Kämmerchen, denkst du schon, wat det bringt. Oder du kannst das nicht absehen, was es für dich bringt, oder so. Weiß ich nicht. Dass sie bloß Angst haben. Also, so aus reiner Angst det machen, wat du sagst.“ Kilian findet hier recht deutliche Worte für die Ambiguität, die er angesichts der auf Angst gegründeten Unterwerfung anderer empfindet. Sein erhebendes „Machtgefühl“ hat eine bittere Kehrseite, nämlich das Bewusstsein, von anderen abgelehnt zu werden. Den Gratifikationen der Gewalt treten bedenkliche Nebenfolgen gegenüber; zu ihnen gehört nicht zuletzt, dass Kilian bei seinen Interaktionspartnern nicht mehr zwischen wirklicher Achtung und vorausseilendem Gehorsam unterscheiden kann.

Wie sich am Beispiel Kilians zeigt, kann dieses Bewusstsein der Jugendlichen lange folgenlos bleiben, weil sie um jeden Preis verhindern wollen, dass die anderen sich negativ über sie äußern können. Es ist ihre Angst, auf Ablehnung zu stoßen, die sie an Praktiken festhalten lässt, die, wenn sie schon keine Anerkennung bringen, die anderen wenigstens mundtot machen. Dieser Teufelskreis bleibt bestehen, solange das biographisch erworbene Problem der Anerkennung und der Selbstachtung nicht gelöst ist und die gewaltaffinen Interpretationsregimes in Kraft bleiben. Bis dahin halten sich die mythisch aufgeladenen Idealbilder der Gewalt, die dafür verantwortlich sind, dass die – ebenso schnell verderblichen wie erneuerbaren – Früchte der Gewaltsamkeit den Jugendlichen als erstrebenswerte Güter erscheinen. Dennoch erhält die Ära der Gewalt mit der späten Einsicht, dass man Anerkennung nicht erzwingen kann, wiederum Momente einer Verlaufskurve. Gerade die Phasen größter Aktionsmacht können schnell als Zeiten der verpassten Chancen und der zerstörten Sozialbeziehungen erscheinen. Während mit gewaltaffinen Interpretationsregimes eine Verlaufskurve des Erleidens in ein Handlungsmuster der Gewalt hineinragt, kann dieses Handlungsmuster nun selbst den Charakter einer Verlaufskurve des Erleidens annehmen. Die jugendlichen Akteure müssen erfahren, dass ihre Handlungsschemata nie davor gefeit sind, in neue Formen des Erleidens einzugehen. Sie bleiben gezeichnet von ihren lebensgeschichtlichen Wegen, die von *points of no return* gepflastert sind.

Literatur

- Abbott, A., 2001: On the Concept of Turning Point (zuerst 1997). S. 240–260 in: ders., *Time Matters. On Theory and Method*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Alfaro, J.D., 1981: Report on the Relationship Between Child Abuse and Neglect and Later Socially Deviant Behavior. S. 175–219 in: R.J. Hunner / Y.E. Walker (Hrsg.), *Exploring*

- the Relationship Between Child Abuse and Delinquency. Montclair, N.J.: Allanheld, Osmun & Co.
- Alheit, P. / Dausien, B., 1992: Biographie – ein „modernes Deutungsmuster“? Sozialstrukturelle Brechungen einer Wissensform der Moderne. S. 161–182 in: M. Meuser / R. Sackmann (Hrsg.), Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus.
- Becker, H.S., 1963: Outsiders. Studies in the Sociology of Deviance. New York: Free Press.
- Birkbeck, C. / LaFree, G., 1993: The Situational Analysis of Crime and Deviance. Annual Review of Sociology 19: 113–137.
- Blumer, H., 1969: The Methodological Position of Symbolic Interactionism. S. 1–60 in: ders., Symbolic Interactionism. Perspective and Method. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall.
- Bruhns, K. / Wittmann, S., 2001: „Wir sind doch keine Schwacheier“ – Mädchen in gewaltbereiten Jugendgruppen. Journal für Konflikt- und Gewaltforschung 3/2: 45–63.
- Buford, B., 1994: Unter Hooligans. Geil auf Gewalt. München: Goldmann (engl. Orig. 1990).
- Canetti, E., 1960: Masse und Macht. Düsseldorf: Claassen.
- Denzin, N.K., 1989: Interpretive Biography. Newbury Park, Calif. u.a.: Sage.
- Durkheim, E., 1970: Bestimmung der moralischen Tatsache (frz. Orig. 1906, 1924). S. 84–117 in: ders., Soziologie und Philosophie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Engfer, A., 1986: Kindesmißhandlung. Ursachen – Auswirkungen – Hilfen. Stuttgart: Enke.
- Glaser, B.G. / Strauss, A.L., 1967: The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. New York: Aldine de Gruyter.
- Honneth, A., 1992: Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hughes, E.C., 1971: Cycles, Turning Points, and Careers (zuerst 1952). S. 124–131 in: ders., The Sociological Eye. Selected Papers. Chicago/New York: Aldine-Atherton.
- Jaffe, P.G. / Wolfe, D.A. / Wilson, S.K., 1990: Children of Battered Women. Newbury Park, Calif. u.a.: Sage.
- Joas, H., 1994: Der Traum von der gewaltfreien Moderne. Sinn und Form 46: 309–318.
- Joas, H., 1997: Die Entstehung der Werte. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Katz, J., 1988: Seductions of Crime. Moral and Sensual Attractions in Doing Evil. New York: Basic Books.
- Kersten, J., 1997: Risiken und Nebenwirkungen: Gewaltorientierung und die Bewerkstelligung von „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ bei Jugendlichen der *underclass*. S. 103–114 in: S. Krasmann / S. Scheerer (Hrsg.), Die Gewalt in der Kriminologie. Kriminologisches Journal, Beiheft 6. Weinheim: Juventa.
- Lemert, E.M., 1967: The Concept of Secondary Deviation. S. 40–64 in: ders., Human Deviance, Social Problems and Social Control. Englewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall.
- Lewis, D.O. / Mallouh, C. / Webb, V., 1989: Child Abuse, Delinquency, and Violent Criminality. S. 707–721 in: D. Cicchetti / V. Carlson (Hrsg.), Child Maltreatment: Theory and

- Research on the Causes and Consequences of Child Abuse and Neglect. Cambridge/New York: Cambridge University Press.
- Matza, D., 1964: *Delinquency and Drift*. New York: Wiley.
- Merton, R.K., 1949: The Self-Fulfilling Prophecy. S. 179–195 in: ders., *Social Theory and Social Structure. Toward the Codification of Theory and Research*. Glencoe, Ill.: Free Press.
- Nollmann, G., 2003: Warum fällt der Apfel nicht weit vom Stamm? Die Messung subjektiver intergenerationaler Mobilität. *Zeitschrift für Soziologie* 32: 123–138.
- Osofsky, J.D., 1995: The Effects of Exposure to Violence on Young Children. *American Psychologist* 50: 782–788.
- Pfeiffer, C. / Wetzels, P., 1999: Zur Struktur und Entwicklung der Jugendgewalt in Deutschland. Ein Thesenpapier auf Basis aktueller Forschungsbefunde. *Aus Politik und Zeitgeschichte B* 26: 3–22.
- Schütze, F., 1995: Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. S. 116–157 in: H.-H. Krüger / W. Marotzki (Hrsg.), *Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Schwind, H.-D. / Baumann, J. / Schneider, U. / Winter, M., 1990: Gewalt in der Bundesrepublik Deutschland. Endgutachten der Unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt. S. 1–285 in: H.-D. Schwind / J. Baumann (Hrsg.), *Ursachen, Prävention und Kontrolle von Gewalt*, Bd. I. Berlin: Duncker & Humblot.
- Simmel, G., 1992: Zu einer Theorie des Pessimismus (zuerst 1900). S. 543–551 in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 5: Aufsätze und Abhandlungen 1894 bis 1900. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sofsky, W., 1996: *Traktat über die Gewalt*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Straub, J., 1999: Mensch zu sein will Anerkennung. Tzvetan Todorovs anthropologischer Versuch über die *conditio humana*. *Handlung, Kultur, Interpretation* 8: 92–108.
- Strauss, A.L., 1993: *Continual Permutations of Action*. New York: Aldine de Gruyter.
- Strauss, A.L. / Corbin, J., 1996: *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz, Psychologie Verlags Union (engl. Orig. 1990).
- Strauss, A.L. / Glaser, B.G., 1970: *Anguish. A Case History of a Dying Trajectory*. San Francisco: Sociology Press.
- Sutterlüty, F., 2002: *Gewaltkarrieren. Jugendliche im Kreislauf von Gewalt und Missachtung*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Sutterlüty, F., 2004: Ist Gewalt rational? *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 1/1: 101–115.
- Sykes, G.M. / Matza, D., 1957: Techniques of Neutralization: A Theory of Delinquency. *American Sociological Review* 22: 664–670.
- Taylor, C., 1988: Was ist menschliches Handeln? (engl. Orig. 1977, 1985). S. 9–51 in: ders., *Negative Freiheit? Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Inhalt

Vorwort	1
I. Praxisbeispiele und Projektevaluationen	
<i>Hartmut Balsler / Cornelia Girod / Carlo Schulz</i> Gewaltprävention durch Verbesserung der Erziehungspartnerschaften Schule – Elternhaus	5
<i>Herbert Cartus / Conni Dinges / Silke Müller</i> „Kinder stark machen“	21
<i>Dirk Friedrichs</i> Teambildung zwischen Polizei, Schule und Jugendhilfe	35
<i>Michael Hamschmidt</i> Gesundheit und Prävention in Schulen	41
<i>Nina Heinrichs / Jens Gnisa</i> Das Projekt „Modellregion für Erziehung Recklinghausen“	57
<i>Lothar Kannenberg</i> Was bedeuten Rituale für Jugendliche? Die Methode Lothar Kannenberg	67
<i>Helmut Lockenvitz / Sabine Spies / Christian Oerthel</i> „PrinZ – Prinzip Zukunft“: Ein präventives Modell der Kooperation von Jugendhilfe und Schule	81
<i>Andrea Michel</i> Resilienz bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund	95
<i>Hildegard Müller-Kohlenberg / Michael Szczesny</i> Prävention im Grundschulalter geht auf die Vorläufermerkmale von Fehlentwicklungen ein	107
II. Forschungsberichte und Kongressgutachten	
<i>Friedrich Lösel</i> Prävention von Aggression und Delinquenz in der Entwicklung junger Menschen.....	129
<i>Christian Lüders / Bernd Holthusen</i> Gewalt als Lernchance – Jugendliche und Gewaltprävention	153
<i>Manuel Eisner / Denis Ribeaud</i> Markt, Macht und Wissenschaft; Kritische Überlegungen zur deutschen Präventionsforschung	173
<i>Wolfgang Melzer / Andrea Kruse</i> Gewalttätige und aggressive Schüler: Mobbing-Typologie und pädagogische Handlungsmöglichkeiten.....	193
<i>Ferdinand Sutterlüty</i> Was ist eine Gewaltkarriere?	207
<i>Wiebke Steffen</i> Gutachten zum 12. Deutschen Präventionstag am 18. und 19. Juni 2007 in Wiesbaden	233

III. Überblick zum 12. Deutschen Präventionstag

<i>Erich Marks</i>	
Der 12. Deutsche Präventionstag 2007 im Überblick	275
<i>Nadine Bals</i>	
Evaluation der Kinder- und Jugenduni 2007 anlässlich des 12. Deutschen Präventionstages	285
<i>Deutscher Präventionstag und Veranstaltungspartner</i>	
Wiesbadener Erklärung des 12. Deutschen Präventionstages	317
Die Autoren	323

- Thomas, W.I. / Thomas, D.S., 1928: *The Child in America. Behavior Problems and Programs.* New York: Knopf.
- Todorov, T., 1996: *Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie.* Berlin: Wagenbach (frz. Orig. 1995).
- Tyrell, H., 1999: Physische Gewalt, gewaltsamer Konflikt und „der Staat“ – Überlegungen zu neuerer Literatur. *Berliner Journal für Soziologie* 9: 269–288.
- Ulmer, B., 1988: Konversionserzählungen als rekonstruktive Gattung. Erzählerische Mittel und Strategien bei der Rekonstruktion eines Bekehrungserlebnisses. *Zeitschrift für Soziologie* 17: 19–33.
- Winnicott, D.W., 1988: Die antisoziale Tendenz. S. 157–171 in: ders., *Aggression. Versagen der Umwelt und antisoziale Tendenz.* Stuttgart: Klett-Cotta (engl. Orig. 1984).
- Yablonsky, L., 1962: *The Violent Gang.* New York: Macmillan.